

Deutschlandfunk

Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk Nova

DENKFABRIK AUF DER SUCHE NACH DEM WIR

Eine Initiative von Deutschlandradio
und seinen drei Programmen



QR-Codes

In dieser Broschüre finden Sie QR-Codes, die Sie zu weiterführenden Informationen auf unseren Webseiten leiten. Scannen Sie diese Codes einfach mit Ihrem Smartphone. Um herauszufinden, ob Ihr Gerät QR-Codes lesen kann, öffnen Sie die Kamera-App und halten Sie die Kameralinse ruhig in Richtung des Codes. Wenn das Scannen nicht möglich ist, müssen Sie diese Option in den Einstellungen Ihres Geräts aktivieren.

Impressum

Herausgeber

Deutschlandradio
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Raderberggürtel 40, 50968 Köln

deutschlandradio.de/denkfabrik
denkfabrik@deutschlandradio.de

Bildnachweis

Malte Müller (Umschlag, S. 7), Stefan Raue (S. 4), eyeem/Phawat Topaisan (S. 8–9), Crolla Lowis & Partner/Ksenia vom Endt (S. 10), Armin Nassehi – C.H.Beck/Hans-Günther Kaufmann (S. 15), Martin Zingsheim – Christoph Weyer (S. 17), Anh Tran – Jann Höfer (S. 18), Mark Benecke – imago images/Future Image (S. 22), Martina Zilla Seifert (S. 27), getty/LordHenriVoton (S. 28–29), imago images/Ikon Images (S. 30), Wolfgang Thierse – Deutscher Bundestag (S. 33), Mithu Sanyal – Regentautscher (S. 37), eyeem/Maria (S. 44–45), Volker Mordhorst & Achim Bonnichsen – Johannes Kulms (S. 48), Unsplash/Hadis Safari (S. 54) Dominik Djileu – Stefan Wunderwald (S. 57), Rosa Lyenska (S. 59), May Ayim – Dagmar Schultz (S. 60), Mdlle Bertojo, Frauen-Olympiade 1921 – imago/United-Archives (S. 67), getty/Filippo-Bacci (S. 68–69), Insta-Live mit Rahel Klein und Gästen – Deutschlandfunk Nova (S. 70–71), Volos & Expert:innen – Deutschlandfunk (S. 72), Korbinian Frenzel – Christian Kruppa (S. 74, 77), Korbinian Frenzel & Ferda Ataman – Deutschlandfunk Kultur (S. 76), Videodreh mit Rahel Klein & Dietmar Bartsch – bosepark (S. 79), Einladung zu Twitter Spaces – Deutschlandfunk (S. 81), Ensemble Capella de la Torre – Cornelia de Reese (S. 83), Messestand Deutschlandradio & Tanya Lieske im Gespräch mit Eva Menasse – David Ertl (S. 84–86), Sprechkabine – Medientage München/Alexander von Spreiti (S. 88), akg-images/Horizons (S. 90–91)

Quellenverweis

May Ayim: blues in schwarz weiss / nachtgesang, Münster UNRAST Verlag 2021 (S. 62)

Layout

Deutschlandradio Service GmbH

Stand

November 2021

KAPITEL 1

**WIE FINDEN WIR
DAS „WIR“?**

SEITE 8

KAPITEL 2

**WIE BLEIBEN WIR
IM AUSTAUSCH,
WENN WIR NICHT EINIG SIND?**

SEITE 28

KAPITEL 3

**WIE LEBEN
WIR ZUSAMMEN?**

SEITE 44

KAPITEL 4

**WIE TREFFEN WIR UNS,
WENN WIR ABSTAND
HALTEN MÜSSEN?**

SEITE 68



Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie halten gerade die dritte Publikation unserer Denkfabrik in den Händen. Bereits dreimal haben Sie, haben die Menschen, die unsere Angebote nutzen, uns wissen lassen, welches Thema ihnen so wichtig ist, dass wir uns ein Jahr lang intensiver damit beschäftigen sollen. 2021 haben Sie uns „auf die Suche nach dem Wir“ geschickt.

Bereits im letzten Jahr bekam das Jahresthema „Eine Welt 2.0 – Dekolonisiert Euch!“ durch die Diskussionen um Achille Mbembe, den furchtbaren Tod von George Floyd und die Black-Lives-Matter-Bewegung eine echte Tagesaktualität. Dieses Mal hat auch die Corona-Pandemie das Wir auf vielen Ebenen auf eine harte Probe gestellt.

Die Suche nach dem Wir hat aber auch einen ganz engen Bezug zu unserer Arbeit als öffentlich-rechtlicher Sender. Was ist unsere Aufgabe für uns alle, für unser Gemeinwesen? Nicht nur im politi-

schen Raum wird über unseren Auftrag diskutiert: Was wird von uns erwartet, was sollen, was wollen und können wir leisten? In unseren klassischen, linearen Programmen, aber angesichts der sich rasch verändernden Nutzungsgewohnheiten auch online?

Das Bundesverfassungsgericht hat uns dazu in seiner Entscheidung zum Rundfunkbeitrag aus dem Juli erneut einen wichtigen Hinweis gegeben, was es von uns erwartet, damit wir das Privileg der Beitragsfinanzierung auch verdienen.

Das Gericht hat argumentiert, dass es aufgrund auch der technischen Entwicklungen in der digitalen Welt immer schwieriger werde, zwischen Fakten und Meinung, Inhalt und Werbung zu unterscheiden. Und es werde schwieriger, die Glaubwürdigkeit von Quellen zu beurteilen. Die wichtige Aufgabe des öffentlich-rechtlichen Rundfunks sei deshalb, „ein vielfaltssicherndes und Orientierungshilfe bietendes Gegengewicht zu bilden“.

Das verstehe ich als den zentralen Auftrag des Verfassungsgerichts an uns. Dieser Auftrag ist niemals abschließend erfüllt, er muss täglich neu umgesetzt und mit Leben gefüllt werden. Aber gerade, wenn von Orientierungshilfe die Rede ist, kann es nicht nur um eine kommunikative Einbahnstraße gehen. Unsere Hörerinnen und Hörer geben uns auf vielen Kanälen wichtige Hinweise, was sie beschäftigt. Aktuell und langfristig. Genau dafür ist auch unsere Denkfabrik gedacht.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre.

Ihr Stefan Raue
Intendant Deutschlandradio

A handwritten signature in black ink, consisting of the letters 'SR' in a stylized, cursive font.

„AUF DER SUCHE NACH DEM WIR“ IN PANDEMIEZEITEN

... und noch ein Jahr Corona. Abstand halten, Maske tragen und sich nur nicht zu nahe kommen. Denn Nähe bedeutet Risiko. Corona ist eine Zumutung für das Zusammenleben, für die Freiheit, für die Demokratie. Und für unser Denkfabrikthema 2021: Wie soll man sich erfolgreich auf die Suche nach dem Wir begeben, wenn man sich nicht begegnen kann?

Aber gut, die Hörerinnen und Nutzer wollten es so. Dreiundzwanzigtausendneuhunderteinundneunzig hatten sich mehrheitlich für das Thema entschieden, das so zur Abstimmung gestellt wurde: „Wenn sich eine Gesellschaft nicht mehr auf grundlegende Werte einigen kann, entzieht sie sich selbst den Boden – sei es in der analogen Welt oder im digitalen Raum. Wenn wir uns nicht mehr einig sind, was wahr und falsch, was gut und was böse ist, dann können wir uns nicht mehr sinnstiftend miteinander auseinandersetzen.“

Wie können wir es schaffen, dass unsere Gesellschaft zusammenhält? Dieses Thema bewegt viele persönlich, ist politisch her-

ausfordernd – und sozusagen unser Kerngeschäft. Denn der Gesetzgeber hat uns ins Stammbuch (vulgo Deutschlandradio-Staatsvertrag) geschrieben, dass unsere Angebote „die Zusammengehörigkeit im vereinten Deutschland fördern sowie der gesamtgesellschaftlichen Integration in Frieden und Freiheit [...] dienen“ sollen.

Wir haben uns also gefragt: Wie finden wir das „Wir“? Wie viel Differenz halten wir aus? Wie bleiben wir im Austausch, wenn wir nicht einig sind? Wie leben wir zusammen und wer baut Brücken für den notwendigen Diskurs und Zusammenhalt? Und vor allem: Wie treffen wir uns, wenn wir Abstand halten müssen?

Vieles, was wir geplant hatten, ging wegen der Pandemie nicht: rauszugehen auf die Marktplätze in allen Teilen Deutschlands, den Menschen an Hauptbahnhöfen die Möglichkeit zu geben, in der Sprechkabine selbst Teil der Suche nach dem Wir zu werden, Hörerinnen und Nutzer ins Funkhaus zu holen.



Also haben wir stattdessen digitale Formate entwickelt, virtuelle Redaktionsbesuche in der Mittagssendung von „Studio 9“, bei der jeweils 30 Personen aus ganz Deutschland virtuell live bei der Sendung dabei sein, während der Musik off air mitreden und nach der Sendung noch eine Stunde mit dem Interviewgast diskutieren können. Bei Deutschlandfunk Nova wurden über InstaLive Themen wie die Jobsuche in der Pandemie diskutiert und über WhatsApp mit Nutzerinnen diskutiert, via Twitter konnten Hörerinnen und Hörer von Deutschlandfunk mit Redakteuren am Wahlsonntag die ersten Hochrechnungen analysieren. Und das Jahr wurde besser: Konnte bei der Buchmesse Leipzig im März ein Gespräch mit Mithu Sanyal

und Shida Bazayr zwar ohne Publikum, aber schon mit Livemusik gestreamt werden, konnten wir bei der Buchmesse Frankfurt im Oktober wieder ein paar Gäste an unserem Stand empfangen.

Einer der Grundpfeiler der Denkfabrik ist der Austausch mit dem Publikum: Wir wollen auf Augenhöhe diskutieren, sicherlich streitbar, mitunter kontrovers, aber immer im Respekt vor der Meinung des Anderen. Wie sehr freuen wir uns darauf, das im kommende Jahr auch wieder von Angesicht zu Angesicht zu können!

Auf den folgenden Seiten sehen Sie einen kleinen Ausschnitt dessen, was wir gemeinsam mit Ihnen „auf der Suche nach dem Wir“ gefunden haben. Viel Freude, Genuss und Gewinn beim Blättern, Lesen und Hören!

Eva Sabine Kuntz, Leiterin Hauptabteilung Intendanz, Koordinatorin Denkfabrik



KAPITEL 1

WIE FINDEN WIR DAS „WIR“?



Deutschlandfunk, Kulturfragen, 8-teilige Reihe „Auf der Suche nach dem Wir“

HABEN VERNUNFT UND AUFKLÄRUNG VERLOREN?

Wer nach dem „Wir“ und nach Formen von Diskurs und Verständigung in einer immer

differenzierteren Gesellschaft suchen will, sollte dafür zunächst nach deren grundlegendsten Problemen suchen. In acht Ausgaben unserer Sendung „Kulturfragen“ haben wir das versucht und gleichzeitig gefragt: Welche gesellschaftlichen Grundlagen können Kultur und Geisteswissenschaften neu beschreiben? Wo können sie alte Werte neu beleben? Wo ist es möglich, Brücken zwischen tradierten Formen des Diskurses und neuen Foren zu bauen, in denen die Fragen der Gegenwart verhandelt werden. Vor allem aber: Wie lassen sich die bewahrenswerten Traditionen von Vernunft und Aufklärung als Grundlage der liberalen Demokratie in einem Gemeinwesen gegen Vorurteile, Ressentiments, Populismus und Anti-Wissenschaftlichkeit verteidigen? Bleiben sie die Grundlage für ein „Wir“?

Der Soziologe und Konfliktforscher Wilhelm Heitmeyer kann empirisch belegen, dass angesichts des Gefühls von Kontrollver-

Was tun gegen Vorurteile, Ressentiments und Anti-Wissenschaftlichkeit in einer zersplitternden Gesellschaft?

lust die Toleranz immer stärker abnimmt. Diese

Entwicklung könne eine Gesellschaft tatsächlich zerstören: „9/11, Finanzkrise, die sogenannte Flüchtlingskrise, die Hartz-IV-Krise – auch die aktuelle Pandemie. Bei der Bewältigung zeigt sich, dass die Routinen, mit denen man normalerweise Veränderungsprozesse oder auch Krisen kleinerer Art bewältigen konnte, nicht mehr funktionieren. Und: Man kann die Zustände vor der Krise nicht wiederherstellen. Daraus entstehen Kontrollverluste. Immer dort, wo die Menschen diese Erfahrung gemacht haben, wird es für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und für ein gesellschaftliches ‚Wir‘ außerordentlich gefährlich, – weil es einen Zusammenhang gibt zwischen Kontrollverlusten und Verschwörungsideologien –, die gesellschaftlich zerstörerisch sind.“

Auf die einende Kraft der Sprache wies die Schriftstellerin Kathrin Röggla hin. Nötig seien dafür eine Kultur des Zuhörens und ein Anerkennen der Pluralität



„Ungleichheit zerstört Gesellschaften“

Soziologe Wilhelm Heitmeyer im Gespräch mit Stefan Koldehoff

Welche einigende Kraft hat Sprache noch?

Schriftstellerin Kathrin Röggla im Gespräch mit Anja Reinhardt

Die desinformierte Demokratie

Nordamerikawissenschaftler Christian Lammert im Gespräch mit Michael Köhler

Woher kommt die Sehnsucht nach einfachen Erklärungen?

Journalistin Melinda Crane im Gespräch mit Anja Reinhardt

Solidarität muss man sich leisten können

Politikwissenschaftlerin Barbara Prainsack im Gespräch mit Stefan Koldehoff

Aufklärung heißt, mutig zu denken

Philosophin Marie-Luisa Frick im Gespräch mit Michael Köhler

„Solidarität ist genauso universal wie Freiheit oder Gleichheit“

Philosoph Markus Gabriel im Gespräch mit Karin Fischer

„Fortschritt denken, der inklusiv und nachhaltig ist“

Georg Diez, Chefredakteur des New Institute, im Gespräch mit Karin Fischer

von Meinungen: „Plural ist nicht unbedingt Spaltung. Spaltung ist Ausgrenzung. Es geht darum, den Plural auszuhalten, zu merken, wir haben verschiedene Perspektiven. Aber dennoch wollen wir den solidarischen Raum“, so Röggla. Dass dabei nicht jede Meinung oder gar Glaube auch mit einer tragfähigen Erkenntnis gleichzusetzen sei, betonte in den „Kulturfragen“ der Nordamerikawissenschaftler Christian Lammert. Als Beispiel nannte er die Aussage einer Demonstrantin bei einer Anti-Corona-Demonstration: „Ihr habt eure Wissenschaftler, wir haben unseren Gott.“

Der Wunsch nach einfachen Erklärungen in einer immer komplizierter werdenden Welt beschäftigte auch die Journalistin Melinda Crane. Sie gab auch den Medien ihrer Heimat, den USA, eine Mitschuld an der Spaltung der Gesellschaft: „Es gibt viele Menschen, angefangen bei Rupert Murdoch bei Fox News, die von der Polarisierung profitieren, die ein großes Interesse haben an einer Deregulierung. Dadurch wird eine neoliberale Ideologie am Leben erhalten, die auch sehr einfache Antworten auf sehr komplexe Problemlagen bietet. All diese Faktoren sind zum Teil auch in europäischen Demokratien präsent, aber lange nicht in dem Ausmaß wie in den Vereinigten Staaten.“

Dass das Wort Gemeinschaft auch problematische Aspekte haben könnte, beschrieb die Politikwissenschaftlerin Barbara Prainsack. Es gebe ein Drinnen und ein Draußen – und das schließe manche Menschen aus. Für eine Kultur der Kritik und für Aufklärung als permanenten Prozess plädierte die Philosophin Marie-Luisa Frick. Und ihr Kollege Markus Gabriel erinnerte daran, dass Solidarität so universal ist wie die Freiheit oder die Gleichheit, unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Nationalität, Religion: „Dass ich eine besondere Verpflichtung gegenüber meinen Mitbürgern im selben Staat habe, ist eine moralisch gefährliche Verfehlung.“

Ein grundsätzlich neues Menschenbild forderte zum Abschluss der Reihe der Chefredakteur des Hamburger Forschungsinstituts „The New Institute“, Georg Diez. Dieses Menschenbild müsse auf Gemein-sinn, Empathie und das Zusammengehörigkeitsgefühl setzen, also auf Eigenschaften, die evolutionär das Überleben des Menschen gesichert hätten: „Das Wir sollte die Marktwirtschaft antreiben, nicht die Konkurrenz. Die alte Frage: ‚Wie wollen wir leben?‘ stellt sich unter den Bedingungen der Gegenwart ganz neu.“

Deutschlandfunk, Andruck – Das Magazin für Politische Literatur, Buch über die überforderte Gesellschaft

ARMIN NASSEHI ERKLÄRT, WARUM WIR NICHT KRISENGEMÄSS HANDELN

Angesichts der Klimakrise ist eigentlich klar, was zu tun ist. Dennoch ändert sich wenig. Solche Widersprüche zwischen Erkenntnis und Verhalten untersucht der Soziologe Armin Nassehi in seinem Buch „Unbehagen“. Seine These: Moderne Gesellschaften sind mit sich selbst überfordert.

uns ein Ziel vorstellen und dass wir dann angemessene Mittel anwenden und dann unser Ziel erreichen oder aber auch nicht. Das ist die Idee, die wir mit

Am Anfang stand eine immer wiederkehrende Frage von Nassehis Studierenden, die scheinbar schlicht daherkommt und doch klug ist, weil sie einen offensichtlichen Widerspruch aufzeigt: Wieso ist der Mensch trotz seines immensen Wissens, seiner Leistungsfähigkeit und seiner Ressourcen, über die er verfügt, nicht in der Lage, die großen Probleme unserer Welt, die von sozialer Verelendung über die Pandemie bis zur ökologischen Zerstörung reichen, zu lösen?

Zielgerichtetes Handeln ist oft nur eine Idee

Nassehi ist Professor für Soziologie an der Universität München und gehörte dem „Expertenrat Corona“ der NRW-Landesregierung an. Immer wieder beobachtet der diese Überforderung der Gesellschaft: „Wir haben ja so ein Selbstbild, dass wir

unserem Handeln verbinden, aber es ist meistens durch die komplexen Strukturen der Gesellschaft viel schwieriger, weil die Gesellschaft, aber auch unsere eigene Lebensform jeweils sehr starke Eigenlogiken haben, gegen die vorzugehen, manchmal nicht so einfach ist.“

Beispiele dafür gibt es viele: In der Corona-Pandemie etwa hat die Gesellschaft einerseits eine enorme Leistungsfähigkeit gezeigt, wenn man an die medizinischen Behandlungsmöglichkeiten oder die Entwicklung eines Impfstoffs denkt. Zugleich waren andere Bereiche – wie Familien oder Schulen – teils radikal überfordert. Auch Politik geriet an ihre Grenzen, weil sie erwünschtes Verhalten – Maskenpflicht, Abstandsregeln und Impfen zum Beispiel – nicht umfassend durchsetzen konnte.



Kollektive Herausforderungen überfordern

Doch warum herrscht ein so offensichtliches Missverhältnis zwischen Erkenntnis über das richtige Tun und der Praxis?

Nassehis These lautet: Unsere modernen Gesellschaften sind ziemlich gut darin, isolierte und spezielle Probleme zu lösen, aber mit der Bewältigung kollektiver Herausforderungen sind wir überfordert, weil in der Praxis unterschiedliche Interessen, Ziele, Erwartungen und Wertigkeiten kollidieren:

„Erst in Situationen, die wie (kollektive) Krisen aussehen, [...] wird sichtbar, dass die Leistungsfähigkeit einer funktional differenzierten Gesellschaft zugleich die Quelle ihrer eigenen Überforderung ist.“

Politik, Wissenschaft, Familien, Wirtschaft, Kultur: Sie alle folgen in der Pandemie ihrer eigenen Logik und das führt zu Zielkonflikten, wie wir in den Bund-Länder-Konferenzen der Vergangenheit immer wieder beobachten konnten.

Auf eine kollektive Herausforderung reagieren wir also nicht kollektiv, diagnostiziert Nassehi.

Ina Rottscheidt, freie Autorin, Literaturreport



Deutschlandfunk, Querköpfe, Zingsheim braucht Gesellschaft

ZINGSHEIM AUF DER SUCHE NACH DEM WIR

Hier im Haus hat man die grauen Zellen in Gang gebracht, die Deutschlandradio-Denkfabrik läuft auf Hochtouren und befindet sich diesmal „Auf der Suche nach dem Wir“ und da sage ich: Komm, dann suchen wir eben flott mit. Aber wo soll man anfangen?

Wir? Das kann doch nicht jeder sein? Oder doch? Definiert doch jeder und jede anders: Wir Menschen, wir Deutschen, wir Frauen, wir Männer, wir Arbeitgeber, wir Künstlerinnen, wir Kinder von Bullerbü. Und selbst wenn wir wüssten, wer dieses Wir sein soll, wer sind dann bitte die Anderen? Sind die etwa auch ein Wir? Vor gut einem Jahr, da hätte man doch freudig ausgerufen: das Wir? Bist Du blind? Das Wir ist doch überall, man spürt es doch, alle so: Hey, Pandemie, lasst uns gemeinsam Stoffmasken nähen, hey, voll schön: alle total solidarisch und so, krass mit der Kontaktsperre, ne?

Man merkt erst in der Krise, wer einem echt wichtig ist, guck mal, voll cool, wie die Kleinen nicht zur Schule gehen, um Oma zu retten, wie alle an einem Strang ziehen, Corona ... hey, das ist auch so 'ne Art Lebensgefühl. Nun, über ein Jahr später, seien wir ehrlich: Da hält man doch maximal noch die eigene Meinung aus und selbst die geht einem allmählich auf den Keks. Führen Sie zurzeit noch Gespräche mit Mitmenschen? Ernsthaft? Respekt.

Gutes Stichwort: Respekt, den braucht es ja, um die kommunikative Grüzte irgendwelcher Vollidioten kompetent auszuhalten. Und meistens merkt man dann ja auch, dass man in Wahrheit selbst so'n Vollidiot inkl. kommunikativer Grüzte ist. Viele sind doch nach einem Jahr Ausnahmezustand sozial völlig verkümmert und fragen sich: Wer bitte braucht Diskurs, wenn man Netflix und Lieferando hat? Stay home? Ja, gerne, aber komm mich bloß nicht besuchen, my home is my castle, und dieses castle wird demnächst bewaffnet. Der persönliche Meinungs-Korridor ist doch ziemlich eng und vollgerümpelt mittlerweile. „Du, ich hab da so 'ne Studie gelesen ...“ – „Dein Problem. Lies halt 'ne andere, gibt doch genügend.“ – „Aber im Internet steht ...“ – „Weißt Du eigentlich, wer dieses Internet schreibt? Ich wette, irgendein Exil-Reichsbürger namens Günther sitzt seit 'ner halben Ewigkeit mit einem Jahresvorrat Aperol Spritz in 'ner schuss sicheren Finca auf Fuerteventura und tippt dieses Internet seit Jahren im Alleingang.“



Erinnern Sie sich noch an die Zeiten, wo man sich halbwegs grob drauf einigen konnte, was als wahr und was als falsch durchgeht, das war schön, ne! So ein Leben mit Koordinatensystem und klarem Freund-Feind-Schema, herrlich, für sowas müssen Sie mittlerweile zum Antiquitätenhändler. Wie viel Differenz hält eine Gesellschaft aus? Wer baut zukünftig noch Brücken für den notwendigen Zusammenhalt? „Ja, ich nich', bau Du doch!“ Vielleicht ist Corona aber auch eine Art schmerzhafter Heilungsprozess, man soll doch Krankheiten auch erstmal bewusst annehmen, um daran zu wachsen. Viel-

leicht starten wir vom viralen Sprungbrett aus in eine ganz neue solidarische und inklusive Zukunft? Oder wir bleiben einfach beim Status quo: Latent aggressive Egozentriker ohne Sozialkompetenz streiten sich mit xenophoben Spießern über gefährliches Halbwissen. Oder wie der Linguist sagen würde: Blablabla.

Martin Zingsheim, Kabarettist



Deutschlandfunk, Podcast „Auf Heimatsuche“, Interview mit Anh Tran

VON DER HEIMATSUCHE UND DER SUCHE NACH DEM WIR

Eine Heimat zu haben, ist schön. Keine zu haben oder in der Heimat fremd zu sein, kann sehr unglücklich machen. Doch was ist das eigentlich genau – Heimat? Wo liegt sie, wie finde ich sie und warum ist dieser Begriff in Deutschland so schwierig?

In ihrem Podcast begibt sich die Journalistin Anh Tran „Auf

Heimatsuche“. Die gebürtige Dresdnerin mit vietnamesischen Wurzeln spricht mit Menschen aus ganz Deutschland: mit Zugezogenen und Daheimgebliebenen, mit Immigranten und Biondeutschen, mit Osis und Wessis, mit Stadtpflanzen und Landeiern – und beschäftigt sich auch mit ihrer eigenen Geschichte.

Wie bist Du auf die Idee für den Podcast gekommen und warum bist Du „Auf Heimatsuche“ gegangen?

Der Ausgangspunkt für die Idee zum Podcast war mein Beitrag fürs Wochenendjournal „Mein Dresden, Heimat tut weh“, in dem ich mich sehr persönlich mit meiner Heimatstadt auseinandergesetzt habe. Weil ich allein aber nicht alle



Aspekte von Heimat abdecken kann, hat es mich interessiert, das Thema weiterzverfolgen.

Was mich beim Wochenendjournal-Beitrag beeindruckt hat, ist, dass Leute, die sich kennen und irgendwie respektvoll zueinander stehen, komplett verschiedene Meinungen haben. Aber sie scheuen nicht davor, diese unterschiedlichen Ansichten auszudiskutieren und sich neue Perspektiven zu geben – auch wenn es mal weh tut. Solche Gespräche wollte ich abbilden! Und eigentlich wurde ich jedes Mal aufs Neue überrascht, was für Wendungen sich in den Gesprächen „auf Heimatsuche“ ergeben haben.

Das klingt spannend – und gar nicht so einfach. Gab es Herausforderungen, die Du bewältigen musstest?

So einige! (lacht) Es war Corona und ich musste irgendwie an Protagonist*innen kommen. Ich dachte: „Oh Gott, ich lerne doch jetzt gerade niemandem kennen!“ Über den Instagramaccount „mymig-

„Früher habe ich immer gesagt: Ich bin 50% Deutsche und 50% Inderin, wenn Leute mich gefragt haben. Aber inzwischen denke ich: Das ist so eine doofe, aufgezwungene Antwort von außen. Jetzt sage ich immer: Ich bin 100% Deutsche und 100% Inderin – und das geht.“
(Manik, Folge 4)

hatten. Das war echt ein Lernprozess: Wie baut man eine Verbindung zu Leuten auf, die man nicht kennt – sowohl technisch als auch persönlich? Zum Glück konnte ich immerhin für drei Folgen meine Gesprächspartner*innen treffen – und musste nicht länger Aufnahmegeräte verschicken und mich im Zuge dessen um Haftpflichtversicherungen und dergleichen kümmern. Trotz – oder gerade wegen – der Herausforderungen ist „Auf Heimatsuche“ das Produkt einer starken Teamleistung und ich bin dankbar für all die Unterstützung von Kolleg*innen aus dem Haus, die ich erfahren habe.

rantmama“ habe ich meine ersten Protagonistinnen – Mutter Dally und Tochter Manik – gefunden. Da wir uns nicht treffen konnten, musste alles online ablaufen, obwohl wir uns wirklich noch nie gesehen

Wenn Du an das Thema der Denkfabrik in diesem Jahr denkst – Auf der Suche nach dem Wir – könntest du benennen, was dieses Wir für dich ausmacht oder bedeutet?

Das Wir ist vieles und ein Bekenntnis zur Unterschiedlichkeit. Ich finde, das hat auch diese Reise, diese Heimatsuche

„Für mich ist dieses Graubrot, mein Kappen, ein Teil meiner Heimat.“
(Djure, Folge 1)

gezeigt: Wir sind unterschiedlich – und wir gehören alle dazu. Wir müssen im Gespräch bleiben und respektvoll miteinander umgehen, auch wenn wir nicht immer einer Meinung sind. Das habe ich versucht, in diesem Podcast zu zeigen, und ich hoffe, es ist mir auch gelungen.

Die Fragen stellte Philippa Halder, freie Mitarbeiterin Kommunikation und Marketing

Was bedeutet Heimat für Dich? Und hat sich Dein Verständnis von Heimat durch die Arbeit am Podcast verändert?

Eine eindeutige Antwort habe ich auch nach sechs Folgen nicht. Vielleicht brauchen wir gar keine starre Definition davon, was Heimat ist – oder sein kann. Ich mag Heimat auf eine verrückte Art und Weise ... und ich mag das Konzept auch wieder nicht, weil es eben begrenzt und ziemlich exklusiv ist.

Durch den Podcast aber bin ich dem Heimatbegriff gegenüber wieder versöhnlicher gestimmt, weil er sich weiter geöffnet hat und ich viel Neues gelernt habe. Es ist einfach ein widersprüchlicher Begriff und all die Widersprüche machen auch die Definition aus – sie schließen sich nicht aus, sondern greifen ineinander.

„Nikolai ist in einem Land geboren, das es heute so gar nicht mehr gibt. Als wir das erste Mal telefonieren, da zweifelt er sogar daran, ob er wirklich der richtige Ansprechpartner für mich ist, schließlich habe er gar keine richtige Heimat. Er sei durch und durch heimatlos.“
(Anh, Folge 5)



Deutschlandfunk Nova, Hörsaal, Kriminalbiologe Mark Benecke zur Bildungsungerechtigkeit

„ICH BIN WIE FORREST GUMP IN DIE AKADEMI-SCHE WELT GESTOLPERT“

Die Tochter der Anwältin und des Arzts wird ziemlich sicher Abitur machen. Beim Sohn des Verkäufers und der Postbotin ist das nicht so klar. Auch der Kriminalbiologe Mark Benecke kommt aus einem Haushalt ohne Hochschulbildung. Im Hörsaal berichtet er über ungleiche Bildungschancen in Deutschland und seinen eigenen Weg in die akademische Welt.

Michael Faraday war Naturforscher. Ich bin als Biologe ebenfalls Naturforscher. Ok. Da hören die Gemeinsamkeiten dann auch schon auf, könnte man meinen. Einerseits ja: Faraday war das dritte von vier Kindern eines Schmieds und einer Bauerntochter in Südengland, er wurde reingeboren ins ausgehende 18. Jahrhundert. Ich dagegen bin fast 200 Jahre später zur Welt gekommen und in einer ganz anderen Bildungslandschaft aufgewachsen, wenn auch keines meiner Elternteile eine akademische Ausbildung hat.

Andererseits gibt es doch ein paar Aspekte in unseren Bildungswegen, die zumindest vergleichbar sind. Die typisch sind für Menschen, die das schaffen, was oft „Bildungsaufstieg“ genannt wird. Um diese Aspekte genauer rauszuarbeiten, will ich von Faradays Weg in die Welt der Wissenschaft erzählen. An der Wiege

wurde ihm jedenfalls nicht gesungen, dass er sich mit dem „Faradayschen Käfig“ in unser Vokabular einschreiben würde. Sein Bildungsaufstieg war eine Mischung aus Neugierde, Fleiß und Zufall; eine Mischung, die in Bildungsbiografien von Kindern, die als Außenseiter in den akademischen Betrieb kommen, häufig anzutreffen ist.

Faraday besucht als Kind sechs Jahre lang eine einfache Tagesschule, lernt Lesen, Schreiben, Rechnen und wird dann Laufbursche in einer Londoner Buchhandlung, später auch Buchbinder. Alle möglichen Zeitschriften und Aufsätze wandern dort durch seine Hände. Statt sie nur jahrgangsweise zusammenzubinden, liest er Texte über Chemie und Elektrizität. Aus einem gelehrten Aufsatz erfährt er, dass man sich beim Lesen Notizen machen soll, um interessante Aspekte festzuhalten. Kurz gesagt: Er lernt, wie man lernt, memoriert und sich neue Sachgebiete erschließt. Sein Chef unterstützt

Faraday besucht als Kind sechs Jahre lang eine einfache Tagesschule, lernt Lesen, Schreiben, Rechnen und wird dann Laufbursche in einer Londoner Buchhandlung, später auch Buchbinder. Alle möglichen Zeitschriften und Aufsätze wandern dort durch seine Hände. Statt sie nur jahrgangsweise zusammenzubinden, liest er Texte über Chemie und Elektrizität. Aus einem gelehrten Aufsatz erfährt er, dass man sich beim Lesen Notizen machen soll, um interessante Aspekte festzuhalten. Kurz gesagt: Er lernt, wie man lernt, memoriert und sich neue Sachgebiete erschließt. Sein Chef unterstützt



ihn und sorgt auch dafür, dass er öffentliche Vorträge zu anderen Wissensgebieten besucht und Mitschriften davon anlegt. Durch diese Förderung und ein paar glückliche Umstände mehr landet er schließlich als eine Art Laborgehilfe bei einem damals renommierten englischen Chemiker. Mit dieser Mischung aus Neugierde, Fleiß und Zufall geht Faradays wissenschaftliche Karriere erst so richtig los. Über die nächsten Jahrzehnte entdeckt, erfindet und erforscht er alles mögliche. Elektrische Spannung, der nach ihm benannte Käfig, der Elektrizität ableitet, optische Gläser, Magnetismus – nichts ist vor ihm sicher. Und er beginnt selbst wissenschaftliche Vorträge zu verfassen und zu halten.

Diese Karriere und Nachwirkung bis heute war zu keinem Zeitpunkt geplant oder vorhersehbar. Vielmehr war die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sein Lebensweg ganz anders verläuft. 1.000 Dinge hätten schief gehen können. Ein anderer Vorgesetzter – und schon wäre er eben einfach Laufbursche in einer Buchhandlung oder Buchbinder geblieben. Diese 1.000 Dinge können auch heute in Deutschland noch schiefgehen. Und sie gehen schief. Die Tochter der Ärztin und des Richters

wird ziemlich sicher Abitur machen, also die Hochschulreife erwerben. Beim Sohn des Verkäufers und der Postbotin ist das nicht so klar. Verbeamtete oder studierte Eltern schicken weitaus mehr Kinder an die Uni als Eltern, die selbst keinen entsprechenden Bildungsabschluss haben. Akademiker haben das kulturelle und finanzielle Kapital, um höhere Bildungswege für ihre Kinder anzupeilen. Es gibt Studien, die besagen, dass fünf Mal mehr Akademikerkinder nach der Grundschule auf ein Gymnasium wechseln als Kinder aus Haushalten, in denen die Eltern keine Hochschulabschlüsse haben. Womit noch gar nichts über die intellektuellen Fähigkeiten der jeweiligen Kinder gesagt ist.

Es gibt noch weitere Merkmale, die einen Wechsel auf ein Gymnasium begünstigen. Positiv wirkt sich aus, wenn eine Stadt in der Nähe ist. Bis 2010 war es für den Lernfortschritt von Kindern und insofern für einen eventuellen Wechsel auf ein Gymnasium zudem relevant, ob die jeweiligen Familien mehr als 100 Bücher im Haushalt hatten. (Das dürfte heute nicht mehr in dieser Weise zutreffen, da Bücher und Bildung ja zunehmend digitalisiert vorliegen.) Nun werden viele, die diesen Text lesen oder sich den Hörsaal

anhören sagen: Wie? 100 Bücher? Jeder hat mindestens 100 Bücher zu Hause! Das ist allerdings ein typisch bildungsbürgerlicher Irrtum.

Mit den Kindern, ihrer Intelligenz und Auffassungsgabe haben diese Faktoren nichts zu tun. Wenn man Kinder aller Milieus testet und die mit den gleichen geistigen Fähigkeiten anschaut, zeigt sich: Ausschlaggebend für den Wechsel auf eine weiterführende Schule mit Kurs auf die Hochschulreife ist die Tatsache, ob die Eltern selbst akademisch gebildet sind oder nicht. Sie entscheiden. In dem bayerischen Dorf, aus dem ich komme, wurden Akademiker von Arbeitern und Bauern als „Großkopferte“ betrachtet. Noch meine Großeltern fanden es irgendwie seltsam, wenn jemand studieren wollte.

Zum Schluss will ich noch erzählen, welche Zufälle mich an die Uni gebracht haben – und da schließt sich dann der Kreis zu Faraday. Ich konnte als Jugendlicher mit dem Rad oder der Straßenbahn in eine Buchhandlung fahren (Nähe zur Stadt!), deren Inhaber es geduldet hat,

dass ich – ohne etwas zu kaufen – stundenlang Chemiebücher lesen konnte (Förderung!). Meine Leidenschaft für Faraday verdankt sich diesen Lesestunden. Eines Tages bin ich dann ganz mutig zur Uni Köln geradelt und habe mich, ohne einen blassen Schimmer von den Abläufen dort zu haben, in Vorlesungen gesetzt. Am Ende habe ich mich eingeschrieben

Mark Benecke kommt selbst aus einem Haushalt ohne Hochschulerfahrung. Er ist Kriminalbiologe, Autor zahlreicher Bücher und hält Vorträge.

für Theater- und Filmwissenschaften, Germanistik, Psychologie und Biologie. Einfach, weil ich nicht wusste, dass das viel zu viel und so nicht machbar ist. Tatsächlich bin ich wie Forrest

Gump in die akademische Welt gestolpert. Und habe dann die Fakultätsbibliotheken leidenschaftlich gern genutzt. Dabei hatte ich kein System, wie Faraday habe ich mir Notizen gemacht. Und weil mir ja niemand gesagt hat, wie ein Studium funktioniert, habe ich mir unbefangenen und neugierig Gebiete erschlossen, für die sich damals niemand interessiert hat – was mir später wiederum interessante Forschung ermöglicht hat. Ja, ich würde sagen, ich bin eine Sumpflüthe in der akademischen Welt.

Gastbeitrag von Martina Zilla Seifert, Programmheft Das Magazin 08/2021

DAS „WIR“ KANN MAN TRAINIEREN.

Etwa durch Kollaboration und kooperatives Lernen, das auf allen Ebenen stattfindet und die Zivilgesellschaft miteinschließt. Die Gesamtschule Körnerplatz in Duisburg ist dafür mit dem Deutschen Schulpreis ausgezeichnet worden.

Unsere Schule begleitet viele Schüler*innen mit Flucht- oder Armutserfahrung. Sie liegt in einer der ärmsten Kommunen

der BRD. Zeitweise waren 50 Prozent der Lehrer*innen im Seiteneinstieg beschäftigt, die im Vergleich zu ihren ausgebildeten Kolleg*innen unterdurchschnittlich bezahlt wurden.

Die damit verbundenen Herausforderungen begründen die für die Schule wichtige Kollaboration und das kooperative Lernen, ein Konzept, das über den eigentlichen Unterricht weit hinausreicht. In allen Klassen finden sich Tischgruppen mit jeweils vier Schüler*innen, die – so nannten es Norm und Kathy Green, die das kooperative Lernen in die BRD brachten – in der Kooperation „trainiert“ werden. Norm Green leitete das Board of Education in Durham, das 1996 von der Bertelsmann Stiftung als innovativstes Schulkonzept im internationalen Vergleich ausgezeichnet wurde.

Alle Mitglieder einer Tischgruppe in der Klasse stehen in engem Austausch, nehmen feste Rollen ein und erfahren, dass sie nur gemeinsam eine Aufgabe lösen können. Kooperation muss aber zuerst entfacht werden: Die Arbeitsphasen fangen mit einem Warm-up an, in dem es persönliche, lustige, traurige Fragestellungen gibt, die das Kennenlernen, Vertrauensaufbau als Grundlage jeglicher Kollaboration initiieren. Dann erst können die Aufgaben gemeinsam bearbeitet werden. Kooperatives Lernen ist also eine kongeniale Verbindung aus fachlichem und sozialem Lernen. Ein zentraler Baustein dabei ist die „Akademische Kontroverse“: Die Schüler*innen bekommen zu einem Debattem Thema Positionen zugewiesen, aus denen heraus sie in einem ersten Schritt argumentieren müssen. Im Laufe der Kontrover-

se müssen die Schüler*innen die Gegenposition einnehmen und die Perspektive wechseln. Erst am Ende werden sie aufgefordert, ihre Meinung begründet zu äußern. Diese Debatten sind das Herzstück des kooperativen Lernens – sie fordern das Denken, die Ambiguitätstoleranz heraus, sie fördern die Kollaboration, holen die Schüler*innen aus demokratiefeindlichen „Blasen“ – sie sind somit ein Gegenentwurf zu herrschenden gesellschaftlichen Erscheinungen und zeigen Schüler*innen, wie es sich anfühlt, wenn sich der Erkenntnisraum weitet. Hier erfahren Schüler*innen auch, dass sie einander brauchen, um Einsichten zu gewinnen.

Die Gattung Mensch hat bisher allein durch Kooperation überlebt. Dennoch ist die Schule als der Raum, der das Gemeinwesen sichern soll, nicht auf Kooperation angelegt. Es herrscht immer noch ein zweifelhafter, durchaus als autoritär zu bezeichnender Frontalunterricht vor. Enge Zeitfenster in Bezug auf die Stundentaktung und die Fächer sind hinderlich, wenn man kollaborativ arbeiten will. Schulen, die sich auf ein solches Lernkonzept einlassen, verändern ihren Lernalltag, gehen weg von den Fächern und lassen Zeit und Raum dafür, dass sinnvoll gelernt wird.

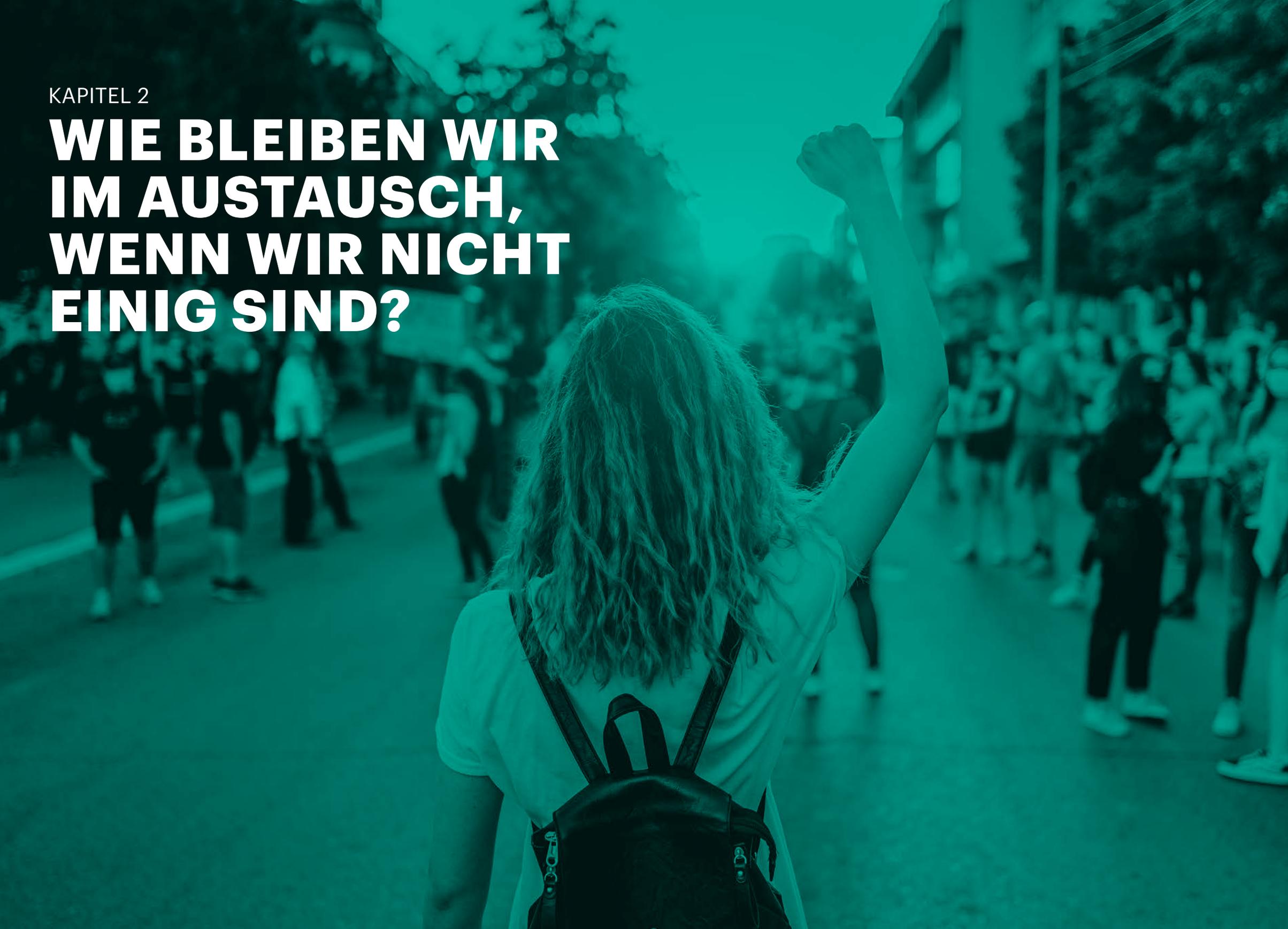
Die Schüler*innen, die zu uns kommen, wollen erst einmal nicht kooperieren. Das Umfeld, die „Blase“, die Homogenität, in der sie sich befinden, tun hier ein Übriges – sie schüren Verzweiflung und in Verzweiflung gedeiht die Wut, die Gewalt! Die Freude der Lehrer*innen ist riesengroß, wenn die Kooperation der Schüler*innen beginnt, wenn es zu tragfähigen Beziehungen kommt, wenn die schönen Sätze, die sich in sogenannten Schatzkästchen auf den Gruppentischen befinden, benutzt werden. Die Schüler*innen erfahren, dass es ein gutes Gefühl ist, wenn ich darum bitte, mich zu unterstützen. Wichtig sind Rückmeldungen untereinander wie: „Das hast du wirklich gut gemacht. Du hast mir wunderbar geholfen.“ Freundlichkeit verändert auf Dauer das Miteinander. Darüber und über den Unterricht sprechen wir ausgiebig mit den Schüler*innen. So arbeiten wir als Lehrer*innen daran, wie der Unterricht wirkt. Schule wird damit auch ein Ort, an dem Demokratie gelebt und gelernt wird, weil alle für das Lernen verantwortlich sind.

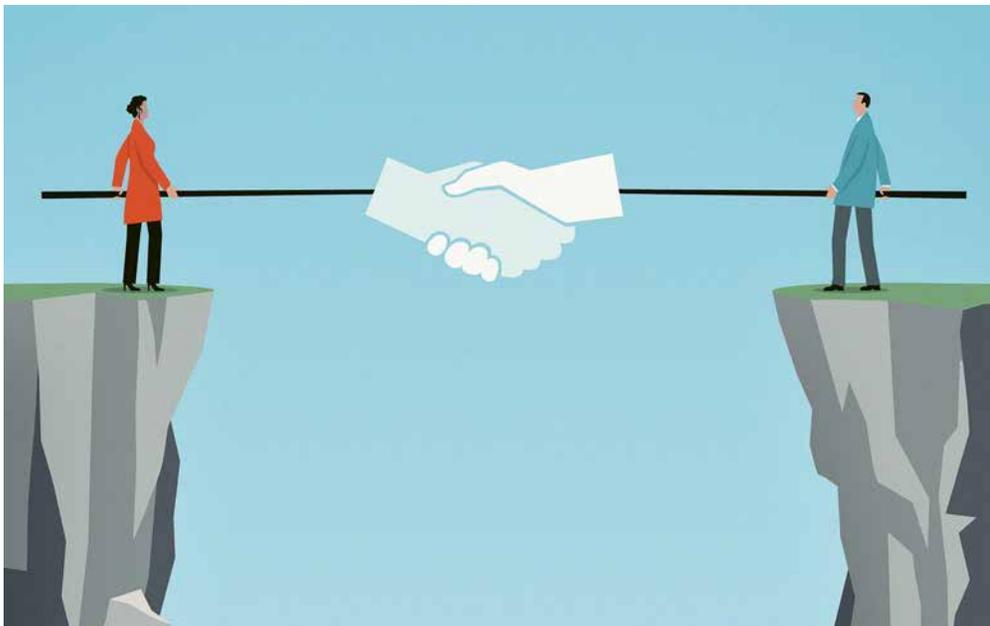


Martina Zilla Seifert, Frauenbeauftragte in verschiedenen Institutionen, Gewerkschaftssekretärin, seit 1994 durchgängig im Schulbereich tätig, Moderatorin für kooperatives Lernen und Schulentwicklungsberaterin für Schulen im Aufbau, seit 2015 Schulleiterin der Gesamtschule Körnerplatz in Duisburg, Vorsitzende Green-Institut Rhein-Ruhr.

KAPITEL 2

WIE BLEIBEN WIR IM AUSTAUSCH, WENN WIR NICHT EINIG SIND?





Deutschlandfunk, Tag für Tag, Sendung über zwei Lager in der Gesellschaft

DIE SPALTUNG DER GESELLSCHAFT IN „ENTDECKER“ GEGEN „VERTEIDIGER“

Gendersternchen, Klimakrise, Islam – hinter Reizthemen steckt laut einer Studie der Uni Münster ein großer gesellschaftlicher Konflikt. Zwei große Gruppen stünden sich dabei gegenüber.

Wer gehört zu den Verlierern in der Gesellschaft? Wer fühlt sich durch wen bedroht? Wer sieht sich im jeweiligen politischen System repräsentiert? Das Exzellenzcluster Religion und Politik der Universität Münster hat solche Identitätsfragen mehr als 5.000 repräsentativ ausgesuchten Menschen in Deutschland, Frankreich, Schweden und Polen gestellt.

Gemeinsamer Identitätskonflikt

Das Ergebnis: Hinter vielen verschiedenen Konfliktthemen steht ein großer Konflikt: der zwischen „Verteidigern“ und „Entdeckern“. So nennt das interdisziplinäre Forschungsteam die beiden Gruppen, die einander unversöhnlich gegenüberstehen. „Wir haben mit Hilfe einer umfassenden Datenbasis in vier Ländern Europas – Deutschland, Frankreich, Polen und Schweden – erstmals gezeigt, dass sich hinter diesen viel diskutierten Konfliktthemen tatsächlich ein gemeinsamer Identitätskonflikt verbirgt, nämlich der zwischen Verteidigern und Entdeckern“,

sagt der Psychologe Mitja Back, Professor an der Universität Münster und einer der Autoren der Studie. Dahinter stecken häufig zwei Arten von grundlegenden, jeweils legitimen Bedürfnissen nach Sicherheit und Stabilität beziehungsweise nach Offenheit und Veränderung.

Zwei Lager

Ein hoher Prozentsatz der Befragten in allen vier untersuchten Ländern ordnet sich diesen zwei Lagern zu, in Polen etwa 72 Prozent, in Deutschland 34 Prozent. Die Gruppe der „Verteidiger“ vertritt laut Studie ein enges Konzept der Zugehörigkeit zum eigenen Land. Demnach gehört nur dazu, wer im Land geboren wurde, Vorfahren der ethnisch-nationalen Mehrheit hat und/oder der dominanten Religion angehört. Sie verteidigt traditionelle Kriterien wie ethnische und religiöse Homogenität. „Verteidiger“ sehen sich durch Muslime und Geflüchtete bedroht. Mit der Demokratie sind sie eher unzufrieden, fühlen sich schlecht repräsentiert.

Die Gruppe der „Entdecker“ dagegen lehnt eine nach ethnisch-religiösen Kriterien definierte Zugehörigkeit ab. Mitglieder dieser Gruppe fühlen sich nicht durch Fremde bedroht. Zuwanderung und wachsende Vielfalt bewerten sie als Chance und plädieren für eine Gesellschaft mit vielen gleichberechtigten Lebenskonzepten. Sie sehen sich gut repräsentiert, sind zufriedener mit der Demokratie und vertrauen eher den politischen Institutionen.

Hinter den unversöhnlichen Positionen stünden verschiedene Bedürfnisse, die nicht unvereinbar sein müssten: „Das

Wichtige ist, dass man in den Diskussionen und Diskursen um Konfliktthemen beide Arten von Bedürfnissen im demokratischen Austausch zunächst als legitim erachtet und dementsprechend auch unterschiedliche Positionen zulässt“, so Back.

Politische Kommunikation habe einen entscheidenden Einfluss darauf, ob sich die Spaltung vertiefe oder ob sie gemildert werde. „Unsere Studie zeigt, dass die politische Spaltung von Personen mit unterschiedlichen Identitätskonzepten nicht in Stein gemeißelt ist.“

Christiane Florin, Redakteurin Tag für Tag, Deutschlandfunk



Zum Gespräch von Gerald Beyrodt mit Mitja Back



Den Report der Uni Münster finden Sie hier

Gastbeitrag von Wolfgang Thierse, Programmheft Das Magazin 06/2021

EINE VIELFÄLTIGE GESELLSCHAFT IST KEINE IDYLLE

„Der unabdingbare Respekt vor Vielfalt und Anderssein ist nicht alles. Er muss eingebettet sein in die Anerkennung von Regeln und Verbindlichkeiten, auch von Mehrheitsentscheidungen.“

Deutschland ist – unübersehbar und unumkehrbar – ein pluralistisches Land geworden, ein

offenes Land in einer zumal seit 1989/90 weit geöffneten Welt. Eine pluralistische Gesellschaft aber, also eine sozial, ethnisch, kulturell, religiös-weltanschaulich vielfältige Gesellschaft ist keine Idylle, sondern voller Widersprüche und Konfliktpotenzial. Wenn wir zu solcher Pluralität Ja sagen, weil sie Ausdruck von individueller Freiheit ist, schließt dies das Ja zu Streit ein. Und Streit eben ist zugleich Strukturelement von Demokratie – nach Regeln der Fairness und der Friedfertigkeit.

Allerdings haben viele Menschen den Eindruck, dass der Streit heftiger und die Atmosphäre giftiger geworden sind, wie gerade die Pandemiekrise zeigt. Die vertrauten, „traditionellen“ verteilungspolitischen Gerechtigkeitsthemen werden dabei überlagert von Themen kultureller Zugehörigkeit. Fragen ethnischer, geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung werden wichtiger, Debatten über Gender, Rassismus und Postkolonialismus heftiger und aggressiver. Das sind wohl unausweichliche Auseinandersetzungen, insofern es in ihnen um Anerkennung und um gleiche Rechte für (bisher benachteiligte, ja diskriminierte) Minderheiten geht. Es sind Verteilungskonflikte um soziale und kulturelle Sichtbarkeit und um Einfluss. So unvermeidlich diese Konflikte sein mögen, so verwirrend, unübersichtlich und ambivalent erscheinen sie vielen Beobachtern. Die Heftigkeit mancher Attacken aufs Hergebrachte, ebenso wie die Heftigkeit der Verteidigung des Hergebrachten, die

Radikalität identitärer Forderungen drängen zu der Frage: Wie viel Identitätspolitik stärkt die Pluralität einer Gesellschaft, ab wann schlägt sie in Spaltung um? Was ist das Gemeinsame, das „Wir“?

Wenn Vielfalt, Diversität, Pluralität friedlich und produktiv gelebt werden sollen, dann müssen sie mehr sein als das bloße Nebeneinander sich voneinander nicht nur unterscheidender, sondern auch abgrenzender Identitäten und Minderheiten. Vielfalt erzeugt eben nicht von selbst Gemeinschaftlichkeit. Es bedarf vielmehr grundlegender Gemeinsamkeiten, zu denen zuerst und selbstverständlich die gemeinsame Sprache gehört, sodann natürlich auch die Anerkennung von Recht und Gesetz. Darüber hinaus aber muss es die immer neue Verständigung darüber geben, was uns als Verschiedene miteinander verbindet und verbindlich ist in den Vorstellungen von Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Menschenwürde, Toleranz, also in den unsere liberale, offene Gesellschaft tragenden Werten und ebenso auch in den geschichtlich geprägten kulturellen Normen, Erinnerungen, Traditionen. Solcherart definierte kulturelle Identität ist das Gegenteil von dem, worauf Identitätspolitik von rechts oder gelegentlich auch von links zielt.



Wolfgang Thierse, geboren 1943 in Breslau, von Beruf Kulturwissenschaftler und Germanist. Er war Mitglied der frei gewählten Volkskammer und Vorsitzender der SPD in der DDR. Von 1990–2013 war er Bundestagsabgeordneter und viele Jahre Bundestagspräsident und -vizepräsident, stellv. Parteivorsitzender der SPD, Vorsitzender der Grundwertekommission und des Kulturforums der Sozialdemokratie.

Die Unterscheidung ist wichtig: „Rechte“ Identitätspolitik ist illusionär und gefährlich, weil sie kulturelle Identität als ethnische, völkische Homogenität missversteht und als solche durchsetzen will, deshalb Abgrenzung und Ausgrenzung betreibt bis zu Intoleranz, Hass und Gewalt gegenüber den „Anderen“, dem „Fremden“. Genau deshalb ist sie entschieden abzulehnen und zu bekämpfen. „Linke“ Identitätspolitik dagegen will – als Reaktion auf erfahrene Diskriminierung – Anerkennung und Gleichberechtigung erreichen, verfolgt also ein zutiefst demokratisches Gleichheitsanliegen.

Allerdings beunruhigen mich die Schärpen und Ideologisierungen in den identitätspolitischen Auseinandersetzungen, die zu falschen Frontstellungen führen, zu einem „Kulturkampf“-Klima. So lese ich: „Weißsein ist der Kern von Rassismus.“ „Rassismus gehört zur DNA unserer Gesellschaft.“ „Normalität ist die Cancel Culture des alten weißen Mannes.“ Solcherart immer heftiger vorgetragene Thesen charakterisieren ein Klima, in dem Herkunft, Hautfarbe, Alter und Geschlecht Schuldvermutungen begründen können; indem, wer etwas und aus welcher Betroffenheit sagt, entscheidend wird und weniger das, was jemand sagt und worauf man sich vernünftig verständigen kann; indem eine sprachliche Spaltung zunimmt zwischen der Sprache des „gewöhnlichen“ Volks einerseits und andererseits der an Universitäten und in Redaktionen gepflegten bzw. durchgesetzten gender- und rassismussensiblen Sprache, die von „oben“ verordnet erscheint und aufs „dumme Volk“ herniedergeht.

Dabei besagt doch die schlichte Lebenserfahrung: Je frontaler der Angriff auf die Person, je aggressiver und totaler die Kritik, umso stärker die Abwehr, umso geringer die Chance und Bereit-

schaft zu selbstkritischer Reflexion und Korrektur! Und dabei besagt doch die einfache politische Erfahrung: Wer in einer Demokratie etwas für Minderheiten erreichen will, wer etwas verändern will, der muss dafür Mehrheiten gewinnen! Die Mühsal von Verständigungs- und Veränderungsprozessen abkürzen zu wollen, dieser Wunsch ist sehr verständlich, aber er muss nicht zum Erfolg führen. Es gilt, immer neu die Balance zu finden, weil beides notwendig ist: der energische Einsatz für die Anerkennung und Verwirklichung der jeweils eigenen Identität, der individuellen und Gruppen-Interessen – und ebenso die Bereitschaft und Fähigkeit, das Eigene in Bezug auf das Gemeinsame, auf das Gemeinwohl zu denken und zu praktizieren, also auch das Eigene zu relativieren.

Der unabdingbare Respekt vor Vielfalt und Anderssein ist nicht alles. Er muss eingebettet sein in die Anerkennung von Regeln und Verbindlichkeiten, auch von Mehrheitsentscheidungen. Sonst ist der gesellschaftliche Zusammenhalt gefährdet oder wird gar zerstört durch radikale Meinungsbiotope, tiefe Wahrnehmungsspaltungen und eben auch konkurrierende Identitätsgruppenansprüche, erst recht in der digitalen Öffentlichkeit. Weil der gesellschaftliche Zusammenhalt in einer diversen, sozial und kulturell fragmentierten „Gesellschaft der Singularitäten“ (Andreas Reckwitz) nicht mehr selbstverständlich ist, muss dieser Zusammenhalt ausdrücklich das Ziel von demokratischer Politik und auch und gerade von kulturellen und kommunikativen Anstrengungen sein. Wir haben nur diese eine Gesellschaft. Und das „Wir“ verlangt wechselseitige geduldige und aufmerksame Zuhör- und Erklär- und Lernbereitschaft! Dies zu vermitteln, das genau sollte die Aufgabe besonders auch von Deutschlandradio sein (und weniger sprachliche Besserwisserie).

Gastbeitrag von Dr. Mithu M. Sanyal, Programmheft Das Magazin 07/2021

WER IST „WIR“?

„Wir“ ist ein Sehnsuchtswort. Drei Buchstaben, bei denen uns sofort warm ums Herz wird. Und ich meine das vollkommen unironisch. Menschen sind intimst miteinander verbunden, weshalb die Fragen nach unseren Beziehungen so zentral für uns sind. Wir brauchen einander im wahrsten Sinne des Worts zum Überleben.

Ich glaube, das ist der Grund, warum die aktuellen Aushandlungsprozesse – aka Identitätspolitik – so

viele Menschen beängstigen. So äußerte Wolfgang Thierse in der Juni-Ausgabe des Programmhefts die Befürchtung: Was ist denn dann mit dem „Wir“, wenn wir uns in immer kleinere Grüppchen aufspalten: Schwarze, POCs, Frauen, Trans, Inter ... you name it?

Meine Antwort darauf lautet: Google. Man muss nur eine Google-Bildersuche mit einem dieser „Wirs“ – nehmen wir „Deutsche“ – machen, um ... eben kein repräsentatives Bild zu erhalten. Sogar Donald Trump kommt noch vor den ersten nicht weißen Deutschen. Wie kann das sein? Weil sich ein „Wir“, das wir nicht ausdifferenzieren, immer auf den dominanten Teil einer Gesellschaft bezieht. Wir sind in diesem „Wir“ vielleicht mitgemeint, aber nicht mitgedacht.

Das Ziel von Identitätspolitik, wie ich sie verstehe, ist es, ein diverseres „Wir“ denkbar zu machen, das seine Vielfalt nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung versteht. Denn natürlich ist „Wir“ auch für mich ein Sehnsuchtswort. Nur schaue ich von der anderen Seite darauf. Von der, die mit „Wir“ noch nie eine Selbstverständlichkeit verbunden hat und wann immer sie das Wort ausspricht, zusammenzuckt in Erwartung, dass ihr jemand auf die Schulter tippt und einen Zugehörigkeitsbeweis fordert. Falls sich das für Sie übertrieben anhört, gehören Sie ... aber ich will hier gar keine neuen Gräben aufmachen, sondern nur sagen, dass man manche Sachen erleben muss, um sie nachvollziehen zu können. Zum Glück gibt es viele Arten des Erle-

bens. Geschichten sind eine davon. Wenn uns jemand eine Begebenheit erzählt, aktiviert das dieselben Neuronen in unserem Gehirn, als wäre sie uns tatsächlich passiert. Vielleicht nicht exakt in derselben Intensität. Aber dann kann man ja mehr Geschichten hören/lesen/nachfühlen. Das ist der Grund, warum wir unsichtbaren „Wirs“ die ganze Zeit über unsere Wahrnehmung und Erfahrungen reden – um sie zu teilen!

Trotzdem ist die Sorge, dass wir zu viel über Differenzen sprechen, berechtigt. Doch bedeutet das nicht, dass wir weniger darüber reden sollten, sondern mehr über Gemeinsamkeiten. Schließlich haben wir viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Alle! Wir mögen unterschiedliche Dinge brauchen und erleben, aber wir sind nicht in unserer Essenz unterschieden. Und bei den überfälligen Debatten, die wir endlich, endlich führen, kann das schon mal aus dem Blickfeld geraten.

Es geht bei Identitätspolitik nicht um Unterschiede im Sein, sondern in Bezug auf Ressourcen und Rechte – und darum, diese zu überwinden! Während der Versuch, eine Gleichheit zu beschwören, die in der Welt so (noch) nicht vorhanden ist, sich für mich oft anhört wie: Alle Menschen haben Füße, deshalb reicht es, Schuhe in Größe 40 herzustellen.

Doch jetzt kommt die Krux: „Wir“ mag zwar ein Sehnsuchtswort sein, es ist aber auch immer ein Problem. Denn sobald wir die Frage nach dem „Wir“ stellen, impliziert das, dass es ein „Ihr“ gibt, ein Nicht-„Wir“, etwas, das nicht dazugehört und daher auch kein Anrecht auf gleiche Rechte hat – wie zum Beispiel die Menschen, die wir an den Grenzen Europas ertrinken lassen. Und da ist es egal, ob ich mit vielen dieser Menschen die Hautfarbe teile, denn ich habe einen der begehrtesten Pässe der Welt und sie nicht. Wenn wir über „Wir“ sprechen, müssen wir gleichzeitig über Solidarität sprechen, und zwar über die Grenzen unserer eigenen Gruppe hinaus. „Wir“ misst sich immer auch daran, wie wir das dazu korrespondierende „Ihr“ behandeln.



Dr. Mithu M. Sanyal, Schriftstellerin, Kulturwissenschaftlerin und Journalistin für WDR, SWR, Deutschlandradio, Spiegel, Bundeszentrale für politische Bildung, The Guardian, taz etc. Bücher u. a. „Vulva“, „Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens“, das mit dem Preis „Geisteswissenschaften International“ ausgezeichnet wurde. Gerade ist ihr Debütroman „Identitti“ erschienen.

Deutschlandfunk, Podcast „Der Tag“, Diskussion zum Thema Gendern im Radio

WIE HÄLT ES DEUTSCHLANDRADIO MIT DEM GENDERN?

Sprache soll niemanden ausschließen. Nicht intellektuell, aber auch sonst nicht. Deswegen ist gendersensible Sprache auch für uns ein wichtiges Thema. Ideologisch oder dogmatisch sind wir dabei nicht.

Der Deutschlandradio-Staatsvertrag beschreibt unseren Auftrag. Unter anderem gibt er uns auf, mit unseren Angeboten zur gesamtgesellschaftlichen Integration beizutragen. Dazu gehört für uns auch die Sprache. Schwierige Themen sollen verständlich dargestellt werden. Denn Sprache soll niemanden ausschließen. Nicht intellektuell, aber auch sonst nicht. Deshalb haben wir beschlossen, eine gendersensible Sprache zu nutzen. Ideologisch oder dogmatisch sind wir dabei nicht. Eine Arbeitsgruppe aus verschiedenen Bereichen des Hauses hat einen Leitfaden erarbeitet. Dieser soll den Kolleginnen und Kollegen als Anregung und Unterstützung dienen. Die Geschäftsleitung hat ganz bewusst entschieden, keine verpflichtenden Vorgaben zu machen, wie die Kolleginnen und Kollegen zu schreiben und zu sprechen haben.

So nutzen manche weiterhin durchgehend das generische Maskulinum, manche die männliche und die weibliche Form

in Kombination, manche den gesprochenen Genderstern mit der kleinen Pause vor „-innen“, um alle Geschlechter in einem Wort anzusprechen. Ein großer

Teil der Kolleginnen und Kollegen variiert zwischen den Formen.

In einer Podcastfolge von „Der Tag“, hier in Auszügen abgedruckt, werden die unterschiedlichen Positionen anschaulich deutlich. Es diskutierten Ann-Kathrin Büüsker, damals Moderatorin u.a. der „Informationen am Morgen“, Bettina Schmieding, Redakteurin @mediasres und Christoph Schmitz, stellvertretender Leiter der Abteilung Musik.

Christoph Schmitz: „Gesellschaft befindet sich im Wandel, Sprache auch. Und genau das spiegelt sich auch bei uns im Haus hier, im Deutschlandfunk, wider. Insofern ist es gut, dass bei uns jeder frei entscheidet, wie er spricht. Wir sind ja als Redakteure, als Angestellte des Hauses, dem Journalismus verpflichtet, und nicht einer Anweisung, wie wir zu sprechen haben.

... Den Leitfaden sehe ich mit Skepsis, weil es da eine Liste gibt mit Wörtern, von denen vorgeschlagen wird, dass man sie

verwendet. Ich fände eine Tendenz falsch, dass man Sprache als Mittel benutzt, um bestimmte Ideen in die Köpfe zu kriegen.“

Ann-Kathrin Büüsker: „Als ich damit angefangen habe, stand mein Redaktionsleiter bei mir im Büro und hat mich eine Dreiviertelstunde lang beackert, dass ich das sein lassen soll. Wenn man das Gendersternchen spricht, bekommt man dafür von außen natürlich den entsprechenden Gegenwind, der teilweise sehr radikal, beleidigend, verletzend ist. Auf der anderen Seite muss man sich auch im Haus immer wieder dafür rechtfertigen. Es könnte also pro Gendersprache Druck im Haus geben. Aber es gibt ihn eben auch gegen Gendergerechte.“

Bettina Schmieding: „Ja, da muss ich mich schuldig bekennen. Bei uns in der Redaktion @mediasres haben wir ein paar Wochen lang mit Unterstützung von Kolleginnen daran gearbeitet, so eine Art Leitfaden für unsere Autorinnen und Autoren zu erarbeiten. Am Ende, und das ist vor allem auf meinen Wunsch geschehen, findet sich ein Satz so nach dem Motto ‚Ich würde mir wünschen, dass alle, die an dieser Sendung arbeiten, das Gendersternchen möglichst vermeiden und möglichst fantasievoll mit dem Anspruch, geschlechtergerecht zu modellieren, umgehen‘. Für mich kommen wir an geschlechtergerechter Sprache nicht vorbei. Aber ich möchte darüber diskutieren, wie wir das tun. Ich habe ein ästhetisches Störgefühl beim Gendersternchen.“

Schmitz: „Wir als öffentlich-rechtlicher Sender, der von allen bezahlt wird, müssen da besonders aufpassen. Tendenzmedien wie die taz können das durchziehen

und das alles mit Sternchen und Doppelpunkt machen. Aber wir müssen das Gesamte im Blick behalten.“

Büüsker: „Das sehe ich genauso, würde aber ergänzen: Der öffentlich-rechtliche Rundfunk kann es sich eben auch nicht leisten, jemanden auszuschließen. Eine Hörerin, die schon immer mit den klassischen Geschlechterrollen gefremdet hat, schreibt mit Blick auf geschlechtersensible Sprache im Deutschlandfunk: ‚Für mich sagt diese altehrwürdige Institution, die vorher schlicht Lautsprecher der offiziellen Welt war – zu der ich nicht gehörte –, plötzlich ganz nebenbei in ein paar Silben, dass ich gesehen werde, ohne meine Rolle zu überhöhen, dass ich einen Platz habe in dieser Gesellschaft, dass es sogar bei Deutschlandradio trocken, ruhig und langweilig wie alles andere zum Ausdruck kommt‘.“

Schmieding: „Es gibt kaum etwas Persönlicheres als Sprache. Und ich glaube, in diesem Sender wird deshalb so leidenschaftlich gestritten, weil diese Sprache unser aller Handwerk ist. Jeder identifiziert sich extrem durch Sprache, deswegen ist das ein hochemotionaler Diskurs. Ich glaube, wir tun gut daran, unsere Perspektiven möglichst offenzuhalten und von möglichst vielen Standpunkten aus draufzuschauen.“

Das ganze Gespräch können Sie hier nachhören



Den Leitfaden finden Sie hier



Deutschlandfunk Nova, Gender und Sprache

AUF DER SUCHE NACH EINER KLÄRUNG ...

Es macht nicht immer Spaß, sich darüber zu unterhalten, wie wir in unserer Sprache mit den Geschlechtern umgehen. Offen gesagt, es macht selten Spaß. Oft verhärten sich schon Fronten, sobald das Wort Gender fällt. Oder das Sternchen als Zeichen der Geschlechtervielfalt geschrieben oder gar gesprochen wird. Oder eben auch nicht.

Umso erstaunlicher, dass es tatsächlich Spaß gemacht hat, in der Redaktion von Deutschlandfunk Nova

Ein Mensch wählt Formulierungen, die ein anderer sofort als Vorwurf versteht und plötzlich geht es nicht mehr um den restlichen Inhalt. Es gibt andere Themen, die den ganz konkreten Alltag vieler Menschen noch stärker prägen, die aber selten so viel Aufregung produzieren, das jeder und jede es irgendwie mitbekommt – und über die wir uns vielleicht auch häufiger unterhalten sollten (Hartz-IV-Sätze, Mobilfunknetz-Versorgung, öffentlicher Nahverkehr auf dem Land, Frauenanteil in Vorständen, Pflegeotstand tbc).

eine Leitlinie für den Umgang mit Sprache und Gender zu entwickeln – im Austausch mit anderen Teams und Gremien beim Deutschlandradio. Die Suche nach einem „Wir“ hat auch deshalb Spaß gemacht, weil klar wurde: Wir sind nicht alle einer Meinung und das heißt nicht, dass wir uns sofort empören oder gar hassen müssen. Und auch: Wir haben vielleicht auch gar nicht zu allen Fragen eine Meinung und beobachten, wie sich das Thema noch weiterentwickelt. Das mag banal klingen oder romantisch, aber hat nach

den ersten Erfahrungen auch schon den Austausch mit dem Publikum klarer, entspannter und freundlicher gemacht und das ist in Zeiten sehr schneller Empörung ein gar nicht so kleiner Erfolg.

Es gibt viele Anfänge dieser Entwicklung, der wichtigste ist wahrscheinlich der Austausch mit unseren Communities auf den Social-Media-Plattformen. Das Social-Team hat als erstes Antworten auf unseren Umgang mit Gender und Sprache formuliert, weil dort auf den Kanälen am meisten danach gefragt wurde. Ein wichtiger Satz ist dort im Team gemeinsam mit unserer Kollegin Katja Vossenbergs entstanden, die auch als Trainerin für gendersensible Sprache im Journalismus arbeitet: Meine Sprache ist an sich noch kein Vorwurf an deine Sprache, du musst dich meiner Sprache nicht anpassen. Und: Weder die eine Sprache noch die andere ist die richtige.

Noch ein Anfang: Im Online-Team haben wir das Gendersternchen lange prinzipiell ausgeschlossen, auch da es für sehbehinderte Menschen, die Screenreader-Software benutzen, den Lesefluss stören kann. Aber wie zitieren wir Menschen, die einen Gender-Gap sprechen? Wie schreiben wir über das Sternchen, wenn es selber Thema ist? Wie gehen wir mit Quellen um, die das Sternchen nutzen – mittlerweile häufig der Fall in der Wissenschaftskommunikation und deshalb auch oft ein Thema für die Nova-Wissensnachrichten. Das Nachrichten-Team bei Deutschlandfunk Nova hat sich deshalb auch sehr früh

Gedanken um das Thema gemacht und auch Vorgaben gefunden: Wir sprechen keinen hörbaren Gap in den Nachrichten, die ja nicht stark von einer persönlichen Autorenschaft geprägt sind. Aber wir benutzen auch nicht mehr selbstverständlich immer eine männliche Form, die alle einschließen soll, von der sich aber viele nicht gemeint fühlen. Und wir stellen uns auf allen Kanälen immer die Frage: Sind wir verständlich, zu akademisch? Kann eine besonders woke Formulierung vom Inhalt so ablenken, dass wir gar nicht mehr zuhören, um was es eigentlich geht?

All diese Anfänge, Fragen und ersten Erfahrungen haben deutlich gemacht: Wir brauchen eine Erklärung dafür, wie wir mit Gender und Sprache formal und auch inhaltlich umgehen, für unser Team und für unsere Hörerinnen und User. Was folgte: Nachdenken, Aufschreiben, Verwerfen, Diskutieren, Beraten. In kleinen Teams, dann in Abstimmung mit dem ganzen Team inklusive freier Kolleginnen und Kollegen, im Gespräch mit der Programmdirektorin, den Kolleg*innen bei Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur und auch dem Hörfunkrat. Das Ergebnis bezieht sich nur auf Deutschlandfunk Nova und nicht die Schwesterprogramme. Es ist nicht für die Ewigkeit geschrieben, sondern beschreibt einen Zwischenstand in einer fortlaufenden Entwicklung und Suche – auch nach einem Wir, das anerkennt, dass wir unterschiedlich sind.

Lena Lotte Stärk, Programmleiterin Deutschlandfunk Nova

Geschlecht und Sprache bei Deutschlandfunk Nova – das Mission Statement

- /// Sprache verändert sich. Sprache formt mit, wie wir die Welt beschreiben und wahrnehmen.
 - /// Wenn Sprache Geschlechter bezeichnet, dann gibt es dafür keinen Normalfall mehr. Nicht das eine ist richtig, nicht das andere.
 - /// Wir erkennen dies an – das ist die wichtigste Grundlage für unseren Umgang mit geschlechtersensibler Sprache.
 - /// Wir beobachten diese Diskussion, aber sind nicht ihr erster Motor. Wir teilen die Haltung, dass Sprache möglichst nicht diskriminieren soll, aber sind nicht die ersten Akteur*innen, die neue Formen entwickeln oder durchsetzen. Gleichzeitig müssen wir als öffentlich-rechtlicher Rundfunk sehr verantwortungsvoll mit unserer Sprache umgehen.
 - /// Wir lassen zu, dass Moderator*innen und Autoren, Redakteurinnen verschiedene Formen benutzen. Sprache bildet gesellschaftliche Entwicklungen ab und bleibt eine individuelle Form des Ausdrucks.
 - /// Wir verurteilen niemanden, der sich für den einen oder anderen Weg entscheidet. Meine Sprache ist an sich noch kein Vorwurf an deine Sprache.
 - /// Wir berücksichtigen bei Menschen im Programm deren Wünsche zur Geschlechtsbezeichnung und erklären dies auch z.B. bei Onlinetexten.
- /// Wir bleiben verständlich und übersetzen gegebenenfalls, wenn ein Begriff (noch) kein Allgemeingut ist. Wir denken auch an Menschen, die das Thema nicht kennen oder noch nicht lange verfolgen, keinen Zugang dazu haben, kein Englisch sprechen oder für die Deutsch nicht ihre erste Sprache ist.
 - /// Wir erklären an geeigneter Stelle unserem Publikum unseren Umgang mit dem Thema.
 - /// Wir bleiben genau und sorgfältig – und sehen geschlechtersensible Sprache nicht als Stil- oder Abgrenzungsmittel, sondern als einen Weg, um präzise zu formulieren und möglichst viele Menschen einzuschließen.
 - /// Wir suchen pragmatische Lösungen. Wenn in Überschriften das generische Maskulinum viele Vorteile für die Verbreitung hat, dann können im Artikel andere Formen folgen.
 - /// Wir erkennen an, dass das Thema nicht alle Menschen im gleichen Umfang interessiert, nicht alle einer Meinung sind und sich nicht alle ausführlich damit beschäftigt haben. Wir achten darauf, dass wir in der Berichterstattung über das Thema selber ausgewogen, mehrperspektivisch und maßvoll sind – wie bei allen anderen Themen auch.
 - /// Wir halten aus, dass auch dieses Papier nicht alle Fragen klärt, und ahnen, dass es auch Menschen unzufrieden zurücklässt. Wir beobachten die Entwicklung weiter – das Mission Statement kann nur einen Zwischenstand beschreiben.

KAPITEL 3

WIE LEBEN WIR ZUSAMMEN?



Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur, 16-teilige Sendereihe „Wie Gesetze in unser Leben eingreifen“

RECHERCHE IN ALLEN BUNDESLÄNDERN: WIE GESETZE IN UNSER LEBEN EINGREIFEN

Wie Familien stärken oder Infrastrukturmaßnahmen beschleunigen? Wie mehr Teilhabe unter uns allen ermöglichen oder im Alter von der Möglichkeit einer Grundrente profitieren? Wie ein besseres Klima schaffen, dabei bezahlbare Alternativen zum Heizöl finden? Oder mit einem Mietenpakt das Wohnen auch in unseren Stadtzentren garantieren?

Laut dpa hat der Bundestag in der letzten, der 19. Legislaturperiode 524 Gesetze verabschiedet. Nur einen Bruchteil davon nahmen wir vor der Bundestagswahl am 26. September 2021 in unserer Sommerreihe unter die Lupe. Uns interessierten jedoch nicht die Gesetzestexte oder die politischen Diskussionen darüber. Sondern wir fragten nach den konkreten Auswirkungen dieser Gesetze auf das Leben der Menschen.

Hörerzuschriften inspirierten uns zu dieser Sendereihe: Eine Mutter aus der Nähe von Reutlingen etwa beklagte, das Gute-KiTa-Gesetz habe nichts an der Gruppengröße in der KiTa ihrer Tochter verändert. Ein Landwirt aus Mecklenburg-Vorpommern schrieb, er fühle sich durch den Aktionsplan Insektenschutz in seiner Existenz gefährdet. In der Hochphase der

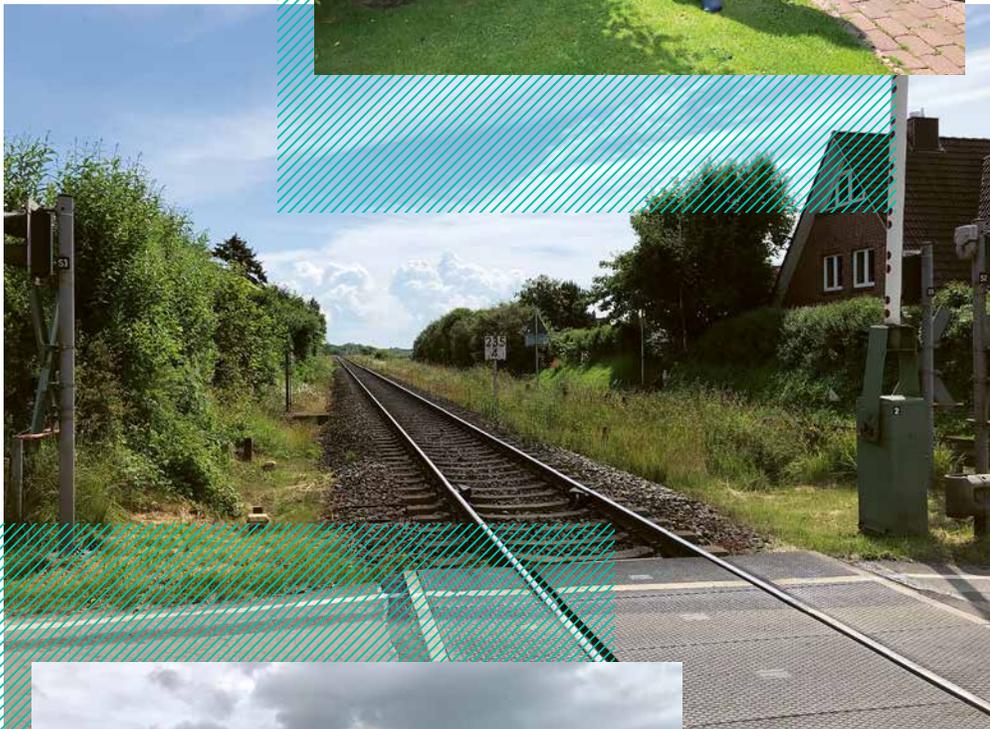
Corona-Pandemie schimpfte eine Lehrerin über die Nutzlosigkeit des Digitalpakts, der die Digitalisierung an den Schulen eigentlich beschleunigen sollte.

Entstanden sind 16 spannende Reportagen, die wir von Ende Juli bis Mitte September in den Sendungen „Länderreport“/Deutschlandfunk Kultur und „Deutschland heute“/Deutschlandfunk ausstrahlten. Unsere rheinland-pfälzische Kollegin Anke Petermann beispielsweise hörte in Kindertagesstätten von der aussichtslosen Suche nach neuem Personal – wie sich der Mangel an Erzieherinnen und Erziehern beheben lässt, steht im neuen KiTa-Gesetz nämlich nicht. Ihr Kollege Christoph Richter erzählte, wie clever in einem Dorf in der brandenburgischen Uckermark überschüssiger Windstrom zur Wärmerversorgung genutzt wird. Seit allerdings das Projekt nicht mehr von der EEG-Umlage befreit ist, sind dort die Heizungen, die mit Öl oder Gas betrieben werden, günstiger. Die Berlin-Korrespondentin Claudia van Laak erfuhr, dass mit dem Geld aus dem Digitalpakt des Bundes die an den Schulen eigentlich notwendigen IT-Dienstleister nicht bezahlt werden dürfen. Die zu finanzieren, müsste das Land übernehmen – doch Berlin ist klamm.

Nur wenn wir voneinander wissen und die Alltagsprobleme der Menschen in Deutschland kennen und verstehen, können wir als Gesellschaft zusammenhalten. Das war unser Ansatz im Ressort Länder und unser Beitrag zum Thema der Denkfabrik „Auf der Suche nach dem Wir“. Wir bleiben auch im kommenden Jahr neugierig auf Menschen, auf Stimmen und Stimmungen und auf Geschichten hinter den Agenturmeldungen. Die Recherchen unserer Landeskorrespondentinnen und -korrespondenten führten übrigens auch zu positiven Beispielen. Unser sächsischer Kollege Alexander Moritz etwa recherchierte in der Lausitz zum Kohleausstiegsgesetz. Und traf dort auf einen engagierten Unternehmer, der optimistisch in die Zukunft blickt und meinte: „Vielleicht können wir die guten Zeiten, die wir hier mit dem Bergbau hatten, sogar übertrumpfen.“

Barbara Roth, Ressortleiterin Länder, Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur





Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur, 16-teilige Sendereihe „Wie Gesetze in unser Leben eingreifen“

DAS PLANUNGS- BESCHLEUNIGUNGSGESETZ

Im Februar 2020 verabschiedete der Bundestag ein Gesetzespaket, das die Planung von großen Infrastrukturprojekten nun beschleunigen soll. Eines der Vorhaben, das davon profitieren soll, ist die Bahnstrecke von Hamburg nach Sylt. Deutschlandradio-Korrespondent Johannes Kulms hat im Sommer vor Ort nachgeschaut, ob die neuen Gesetze schon jetzt etwas bewirken konnten.

Achim Bonnicksen steht auf einem Feldweg im nordfriesischen Nirgendwo. Rundherum saftig grüne Weiden. Vor ihm ein Metallzaun, der eingewachsen scheint in einen kleinen Wall aus Pflanzen.

„Das ist ein ehemaliger Bahnübergang, der geschlossen worden ist aufgrund mangelnder Sicherheit.“

Das Gleis hinter dem Zaun sieht nach verträumter Provinz aus. Dabei ist es nichts weniger als die Schlagader für eine ganze Region. Und das Tor nach Sylt. Der Großteil der Urlaubsgäste reist mit der Bahn an. Genauso wie fast alle der rund 4.000 Pendler*innen, die zur Arbeit auf die Nordseeinsel fahren. Weil sie sich die aberwitzigen Immobilienpreise auf Sylt nicht leisten können. Schon lange gilt die 40 km lange Strecke zwischen Niebüll und Westerland als überlastet. Ein Nadelöhr, zwei längere Abschnitte sind nur

eingleisig ausgebaut. Bereits kleine Verspätungen bringen die Fahrpläne durcheinander und sorgen oft für Zugausfälle.

„Die Strecke verzeiht hier keine Fehler. Das heißt, wir haben hier pro Stunde so ca. drei bis vier Minuten Puffer.“

Regional- und Fernzüge rattern hier vorbei ebenso wie die Sylt-Autozüge. Achim Bonnichsen kennt viele Alptraum-Geschichten von überfüllten Zügen und verzweifelten Bahngästen. Bonnichsen lebt auf dem Festland und führt auf Sylt einen Fliesenlegerbetrieb. Er ist Sprecher der Pendlerinitiative.

„Also, wir sind ja tatsächlich mit unserer Initiative in Berlin gewesen und haben dort bei den Politikern vorgesprochen (...) was wir hier für Probleme haben. Weil viele ja auch glauben, dass die Politiker ja hier auch in ihrer eigenen Welt leben, ja? Und genau dieses Bild hatten wir auch im Kopf.“

Auch durch Leute wie Achim Bonnichsen haben Bahn und Politik den Ernst der Lage inzwischen begriffen und die Kurswende eingeleitet. Alte Gleise und Weichen werden ausgetauscht. Viel wichtiger aber: Die gesamte Strecke zwischen Niebüll und Westerland soll durchgängig zweigleisig werden. Helfen beim Bau des zweiten

Gleises könnte ein 2020 beschlossenes Gesetzespaket, das den Infrastrukturausbau in Deutschland beschleunigen soll.

Doch ob es wirklich so schnell geht, scheint fraglich. Weder die Deutsche Bahn noch das Bundesverkehrsministerium wollen auf Deutschlandradio-Anfrage eine Aussage treffen, welchen zeitlichen Unterschied die beiden Gesetze mit den sperrigen Namen Planungsbeschleunigungsgesetz und Maßnahmengesetzvorbereitungsgesetz auf der Marschbahn konkret machen werden. Man stehe erst ganz am Anfang, ist immer wieder zu hören. Auf jeden Fall soll für die 14 ausgewählten Projekte im Schienen- und Wasserwegebereich die Planung anders ablaufen. Nicht mehr die Planfeststellungsbehörden in den einzelnen Bundesländern sollen künftig die Projekte genehmigen, sondern der Bundestag, der das per Gesetz regelt. Zu den ausgewählten Projekten zählen neben der Marschbahn auch der Ausbau der Bahnstrecke München-Freilassing sowie die Außen- und Unterweser, wo die Fahrhinne angepasst werden soll.

„Grundsätzlich haben wir natürlich Nachholbedarf bei der Infrastruktur, ich glaube, das ist völlig unbestritten. Das Problem an der Sache ist, dass Planung normalerweise die Angelegenheit der Verwaltung ist.“

Florian Becker ist Professor für Öffentliches Recht an der Kieler Christian-Albrechts-Universität. Für die Verwaltungsbehörden der Länder sei die Genehmigung von großen Infrastrukturprojekten Alltag. Nicht aber für die Bundestagsabgeordneten, sagt Becker. Auf der juristischen Ebene könne allerdings durchaus Zeit gewonnen werden durch das neue Gesetzespaket, glaubt Becker.

Denn weil die 14 ausgewählten Infrastrukturprojekte von Bundestagsabgeordneten beschlossen werden, könnte der sonst häufig beobachtete Klagemarathon vor Verwaltungsgerichten wegfallen. Als einzige Klageinstanz für die Überprüfung des Gesetzes ist – zum Ärger der Umweltverbände – das Bundesverfassungsgericht vorgesehen.

Carl-Heinz Christiansen ist stellvertretender BUND-Landesvorsitzender in Schleswig-Holstein. Hauptberuflich leitet Christiansen das Naturkundemuseum in Niebüll. Gegen eine schnellere Beseitigung der Engpässe der Bahnstrecke nach Sylt hat er nur wenig einzuwenden. Die Trasse laufe auf dem Festland durch überwiegend landwirtschaftlich genutztes Gebiet, sagt Christiansen.

„Weil wir ja auch weniger Autos auf der Insel haben wollen. Das heißt, es müssen mehr Personenzüge fahren können und dafür muss natürlich auch die Kapazität auf den Gleisen geschaffen werden.“

Volker Mordhorst wohnt auf der Insel, an der heute noch eingleisigen Strecke, knappe drei Kilometer vor Westerland. Schon jetzt ärgert sich der 64-Jährige darüber, dass immer noch alte Dieselloks hinter seinem Haus in Tinnum entlangbrummen, in dem er aufgewachsen ist.

„Ich weiß noch, als Kind, wie ich hier lebte, fuhren hier Dampfloks, die waren wesentlich angenehmer als das.“

Mordhorst wundert sich, dass er bis heute noch nichts von der Bahn gehört hat in Sachen zweites Gleis. „Natürlich könnten wir verkaufen und aufs Festland ziehen“, sagt der gebürtige Insulaner und zeigt auf seinen Garten mit kleinem Karpfenteich und dem Holzschuppen. „Was soll ich auf dem Festland? Ich habe meine Freunde hier. Das ist das Problem. Dann sitze ich irgendwo, habe vielleicht ein günstiges Haus und einen Riesengarten, hab es ruhiger, weil der Zug nicht mehr fährt. Aber ich habe keine Leute mehr um mich. Ich komme mir vor wie auf dem Abstellgleis!“

Er weiß um das Leid der Pendler. Und ihm ist auch klar, dass fast alle auf der Insel einerseits vom Tourismus leben. Und andererseits schon lange beklagen, dass Sylt zu voll sei mit Touristen. Mordhorst wünscht sich deswegen kein beschleunigt geplantes zweites Gleis auf der Insel. Sondern am besten gar keins.

Johannes Kulms, Deutschlandradio-Landeskorrespondent in Schleswig-Holstein

Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur, Ressort Länder mit Geschichten aus Ost und West

GEHEN, BLEIBEN – UND ZURÜCKKEHREN?

Die Sendereihe „Ost-West-Geschichten“ des Ressorts Länder berichtet übers Bleiben, Gehen und Zurückkehren. Zwei der Autorinnen dieser Reihe sind selbst gegangen: Katharina Thoms von Ost nach West, Alexandra Gerlach von West nach Ost. In einem Zwiegespräch tauschen sich die beiden Kolleginnen über ihre Erfahrungen aus:

Alexandra Gerlach: Für mich war das damals ein ganz großer Aufbruch, ein Umbruch und eine große Chance. Sowohl beruflich wie auch privat. Ich habe damals nach Meißen geheiratet, einen Mann, der von München in den Osten gegangen ist und dessen Familie bis 1945 hier zu Hause war, angestammt seit vielen Hunderten von Jahren. Und dann begann eigentlich das größte Abenteuer meines Lebens, nämlich der Aufbau eines alten Unternehmens ganz von Neuem.

Parallel dazu habe ich damals beim Mitteldeutschen Rundfunk angefangen, im Fernsehen zu arbeiten und habe dort sozusagen auch die deutsche Einheit im Kleinen erlebt, in einem Redaktionsteam, das total gemischt war. Und das war einfach super spannend ... es waren aufregende Zeiten damals. Katharina, du bist ja 1999, ganz klassisch nach dem Abitur aus dem Osten in den Westen gegangen und bist dann dort geblieben. Warum hast du das damals gemacht? Und was war dein Ziel?

Katharina Thoms: Mir ging es in den Neunzigern schon so wie – glaube ich – sehr vielen Menschen auch. Ich hatte ein bisschen die Nase voll von all dem Grauen, der schlechten Laune und dass alles so schwierig war. Und ich wollte möglichst weit

weg gehen. Deswegen bin ich ganz in den Süden der Republik gegangen und am Ende in Baden-Württemberg gelandet. Ich habe hier studiert, und ich hatte gar nicht unbedingt den Plan, so lange zu bleiben. Aber es hat sich dann tatsächlich jobtechnisch so ergeben, dass ich hiergeblieben bin und dass ich hier auch ziemlich zufrieden bin. Ich bin angekommen, aber ich habe natürlich meine Heimat, meine ostdeutsche Herkunft. Die ist nicht weg. Und ich habe das Gefühl, dass sie in den letzten Jahren noch mal wichtiger geworden ist. Es gab so eine Zeit, so eine Phase, wo ich gesagt habe: Ach, Ost und West, das ist doch überhaupt nicht mehr wichtig, es gibt überhaupt gar keine Unterschiede mehr. ... Und inzwischen merke ich: Das spielt doch eine ganz große Rolle in meinem Leben. Die ersten zehn Jahre habe ich in der DDR verbracht. Die Neunziger haben mich geprägt und ich will es auch gar nicht mehr loswerden. Ich finde total wertvoll, was ich da mitgenommen habe und was ich in mein heutiges Leben sozusagen mitüberbringen kann.

Hast du denn jemals gehadert, mit deiner Entscheidung, sozusagen auf die andere Seite gegangen zu sein? Es gab ja schon auch Leute, die es nicht so toll fanden, dass so viele Menschen aus dem Westen dann im Osten waren, die dann als Beserwessis beschimpft worden sind.

Alexandra Gerlach: Also, zunächst einmal muss ich sagen, dass ich hier eine ganz neue Heimat gefunden habe. Ich komme aus einer Bundeswehrfamilie, das heißt, ich bin spätestens alle zweieinhalb Jahre umgezogen und war nie irgendwo zu Hause. Und jetzt bin ich schon so lange in Meißen wie noch nie irgendwo an einem Ort in meinem Leben und bin auch komplett verwurzelt. Und deshalb trifft es mich ganz besonders, wenn ich dann wegen meiner westdeutschen Herkunft und Sozialisation angegriffen werde. Das ist in der Tat ein Thema, was mich manchmal richtig auf die Barrikaden bringt, wenn man mir immer noch vorwirft, dass ich eigentlich aus dem Westen komme. Und das passiert in den letzten Jahren eben eher häufiger.

Und es gibt das eine oder andere Schlüsselmoment, auch in den letzten Monaten, wo ganz bewusst die Herkunft meiner Familie politisiert wurde in einem öffentlichen Diskurs. Das hat mich sehr gestört. Und ich habe auch tatsächlich, Ende März war das, überlegt, ob das überhaupt richtig ist, was ich hier mache und ob ich nicht lieber meine Koffer packe und mir eine neue Heimat suche.

Aber das geht natürlich gar nicht. Ich bin ja hier fest verwurzelt und habe meine Familie hier. Es war so ein kurzer Moment, aber da hatte ich mal richtig Wut im Bauch und habe gesagt: Also, jetzt reicht's mir!

Katharina, wo siehst du denn heute noch fühlbare Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen? Gibt es die überhaupt noch?

Katharina Thoms: Ich würde sagen, dass es die gibt, definitiv auch in den jüngeren Generationen, weil die Menschen natürlich geprägt sind von ihrer Familie, von da, wo sie herkommen. Da ist, glaube ich, noch ein ganzes Paket an DDR-Erfahrungen und an Prägungen aus den Neunzigern, aus den Umbruchszeiten vorhanden. Ich finde das aber nicht schlimm, sondern ich fände es wertvoll, wenn man darauf differenziert guckt und sich das vielleicht auch zu eigen macht. Und ich glaube, dass das letztlich eine Generationenfrage ist. Das wird vielleicht noch ein paar Jahrzehnte dauern. Aber irgendwann werden wir dieses gesamtdeutsche Gefühl haben. Davon bin ich ziemlich überzeugt.

Katharina Thoms, Deutschlandradio-Landeskorrespondentin in Baden-Württemberg und Alexandra Gerlach, freie Mitarbeiterin und ehemalige Deutschlandradio-Landeskorrespondentin in Sachsen





Deutschlandfunk Kultur, mehrsprachiger Podcast „Voice Versa – Zwei Sprachen, eine Story“

EIN NEUES HÖREN BEI VOICE VERSA

In Deutschland existiert mehr als nur eine Sprache. Seit Generationen wird unser Alltag geprägt und bereichert von Migration. Die Medien bilden das nur unzureichend ab. Mit dem mehrsprachigen Podcast „Voice Versa“ tragen wir zur Sichtbarmachung einer postmigrantischen Realität bei. Wir schaffen mit Sprache Wirklichkeit und wir erzählen die deutsche Wirklichkeit mit einer neuen Sprache.

Das war der Claim zum Podcast „Voice Versa“, der im April 2020 online gegangen ist. Mittlerweile sind 14 Folgen entstanden, Zeit für eine kurze Rückschau.

Litauisch, Arabisch, Farsi, Englisch oder Vietnamesisch – in mehr als acht Sprachen leben und erzählen die Autorinnen von Voice Versa. Das Team verständigt sich auf Deutsch,

für ihre Geschichten haben die Autorinnen jeweils einen ganz eigenen Umgang mit Mehrsprachigkeit gefunden. In manchen Stücken wechseln sich die Sprachen ab, in manchen vermischen sie sich. Manche übersetzen genau, manche fassen zusammen. Allen gemeinsam ist: Es ist viel Originalsprache zu hören, mehr als normalerweise im Radio. Doch glaubt man den Rückmeldungen der Hörer*innen, so stoßen genau die langen Passagen in Originalsprache auf Anklang.

Voice Versa hatte von Anfang an den Vorsatz, Raum für Experimente zu bieten. Unser Ziel war es, einen offenen Austausch zu schaffen und Erzählungen gemeinsam zu entwickeln. Ein wichtiges Tool dafür waren die „Radio Rooms“. Entstanden ist die Idee aus dem Konzept des Writer's Room, das immer häufiger bei der Produktion von Fernsehserien Anwendung findet. Dabei kommen die Schreiber*innen einer Serie zusammen und tauschen sich gemeinschaftlich über ihre Arbeit aus.

Im Radio Room sind aus dieser Idee unsere „listening sessions“ geworden. Darin haben wir gemeinsam Material aus Stücken gehört und diskutiert, die gerade in der Entstehung waren. In Workshops haben wir die Weiterentwicklung der Autorinnen gezielt gefördert. So lieferte zum Beispiel der Journalist Sven Preger Input zum Thema Storytelling und Dramaturgie. Die dänische Journalistin Lisbeth Jessen gab Einblicke zum Umgang mit Sound.

Doch so bereichernd dieser Austausch auch war – die Auswirkungen der Pandemie haben auch vor uns nicht halt gemacht. Bis heute ist es zu keinem persönlichen Treffen der Autorinnen gekommen und so ist das Konzept der Vernet-

zung und gemeinsamen Arbeit auch an seine Grenzen gestoßen. Nach einer zwischenzeitlichen Pause der Radio Rooms gibt es nun neue Bewegung. Für eine der letzten Sendungen vernetzen sich gerade die Autorinnen und loten die Möglichkeiten einer gemeinsamen Erzählung mit vielen unterschiedlichen Sprachen aus. Denn bei Themen wie Identität, dem Umgang mit gesellschaftlicher Ausgrenzung und Rassismus finden die Autorinnen immer wieder spannende Schnittmengen.

Obwohl wir noch nicht am Ende der ersten Staffel sind, haben wir auch unsere Sendestruktur schon einmal überarbeitet. So haben wir die ursprünglich zweiwöchige Taktung nach den ersten sechs Monaten umgestellt. Wir senden im monatlichen Rhythmus, dafür aber mit einer langen Folge. So können Geschichten, die wir früher über den Verlauf von zwei Folgen erzählt haben, nun von Anfang bis Ende gehört werden. Auch dieser Prozess ist das Ergebnis eines intensiven Austauschs mit dem Team und der Hörer*innenschaft gewesen.

Ob über Instagram, Facebook oder als Hörer*innenpost – wir freuen uns, dass Voice Versa dazu beiträgt, Altbekanntes infrage zu stellen und neue Sichtweisen anzustoßen.

Jenny Marrenbach, freie Redakteurin „Voice Versa“, Deutschlandfunk Kultur



Deutschlandfunk Kultur, mehrsprachiger Podcast „Voice Versa – Zwei Sprachen, eine Story“

HÖRERINNENPOST

Gesendet: Freitag, 22. Oktober 2021 12:35
An: Hörserservice, Deutschlandradio <Hoerserservice@deutschlandradio.de>
Betreff: Voice Versa: Frage zum Terminus „biodeutsch“

Guten Tag,
 ich schreibe Ihnen zur Podcast-Serie Voice Versa, die ich sehr gerne höre. Eine Sache irritiert mich dabei aber seit einigen Folgen. Der Host Dominik Djialeu spricht immer wieder vom „Biodeutschen“, um von den Menschen in Deutschland zu sprechen, die nicht BPoC o.ä. sind oder als solche gelesen werden. Diesen Begriff finde ich sehr seltsam, weil er einen essentialistischen Unterschied suggeriert und mir „rassistischer“ scheint, als Selbstbezeichnungen wie „Weiße“ oder so, weil das Kriterium irgendwie auf eine biologische Abstammung von Deutschen verweist.

Können Sie mir erklären, warum diese Bezeichnung gewählt wird von Herrn Djialeu? Vielleicht kann er dazu auch in der Sendung einmal etwas sagen. Vielleicht bin ich nicht die Einzige, die dies irritiert.

Vielen Dank im Voraus!
 Herzliche Grüße

Vor ein paar Tagen erreichte uns die Post einer Hörerin, die dich nach der Verwendung des Begriffs „Biodeutsch“ fragt. Was antwortest du ihr? In einem Einwanderungsland wie dem unseren hat Deutschsein viele Facetten. Deutschen mit Migrationsgeschichte, auch wenn sie hier in der 2., 3. oder sogar 4. Generation leben, wird jedoch oft ein Label aufgedrückt, das ihr Deutschsein relativiert und sie Alltagsrassismus erleben lässt. Wenn wir das Ganze rassismuskritisch betrachten, haben deutsche Menschen ohne migrantische Wurzeln das Privileg des „Weißseins“ und der Unsichtbarkeit, das mit der Bezeichnung Biodeutsch hervorgehoben und verdeutlicht werden soll. Eine Sache, die ich in heutigen Debatten um Rassismus als sehr wichtig empfinde, um unsere Vielfalt klarer abzubilden.

In Voice Versa geht es darum, neue Denkanstöße zu liefern und Hörgewohnheiten herauszufordern. Was sind andere Rückmeldungen, die du bisher auf den Podcast erhalten hast? Menschen schreiben uns, dass unsere Geschichten und die vielen verschiedenen Ansätze zum Thema Sprache, Kultur und Identität ihre Horizonte erweitert und ihnen neue Denkanstöße gebracht haben. Ich glaube, unser Plan ist aufgegangen.

Welche Herausforderungen hat es für dich persönlich in der Moderation von Voice Versa gegeben? Die Autorinnen und ich kommen zwar aus unterschiedlichen Lebensbereichen und Kulturen, trotzdem verbinden uns in bestimmten Bereichen ähnliche Erfahrungen. Ich muss mich auf die Erzählungen einlassen, um sie für meine Moderation zu interpretieren. Das ist manchmal ein sehr intensiver Prozess.



In der letzten Folge der ersten Staffel wird es eine kleine Überraschung geben. Verrietst du uns, was geplant ist? Ich habe in den vergangenen Episoden immer wieder davon berichtet, dass ich mich als Deutscher mit kamerunischen Wurzeln immer noch auf meiner eigenen Identitätssuche befinde. Für die letzte Folge Voice Versa werde ich zum ersten Mal in meinem Leben nach Kamerun reisen, um meine dortige Familie zu besuchen und einen Teil meiner Identität zu erforschen, den ich bis heute noch nicht komplett greifen kann. Das wird sicher eine aufregende und emotionale Reise, auf die ich mich schon sehr freue.

Jenny Marrenbach im Gespräch mit Dominik Djialeu, Moderator von „Voice Versa“

Gastbeitrag von Rosa Lyenska, Das Magazin 05/2021

MEET A JEW

Manchmal sitzen wir in einer Schulklasse, manchmal in einer Kirche und manchmal vor mehr als 30 Mitarbeitern einer Firma, die alle auf das Dialogprojekt „Meet a Jew“ gestoßen sind. Das finde ich immer wieder sehr inspirierend: Wenn Nichtjuden sich für jüdische Menschen einsetzen. Es erinnert mich daran, wie wichtig es ist, sich auch für Belange anderer Minderheiten zu engagieren. Manchmal habe ich Angst davor, die Teilnehmenden könnten denken, wir Juden seien irgendwie exklusiv, weshalb wir solche Veranstaltungen hätten, in denen wir eine Stunde lang nur über uns sprechen. Die meisten zeigen sich aber in der Regel interessiert.

Dieses Jahr feiern wir 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Das haben wir vor allem dem Engagement unserer Vorfahren zu verdanken, die mühevoll versuchten, trotz der schwierigen Umstände jüdisches Leben in Deutschland aufrechtzuerhalten.

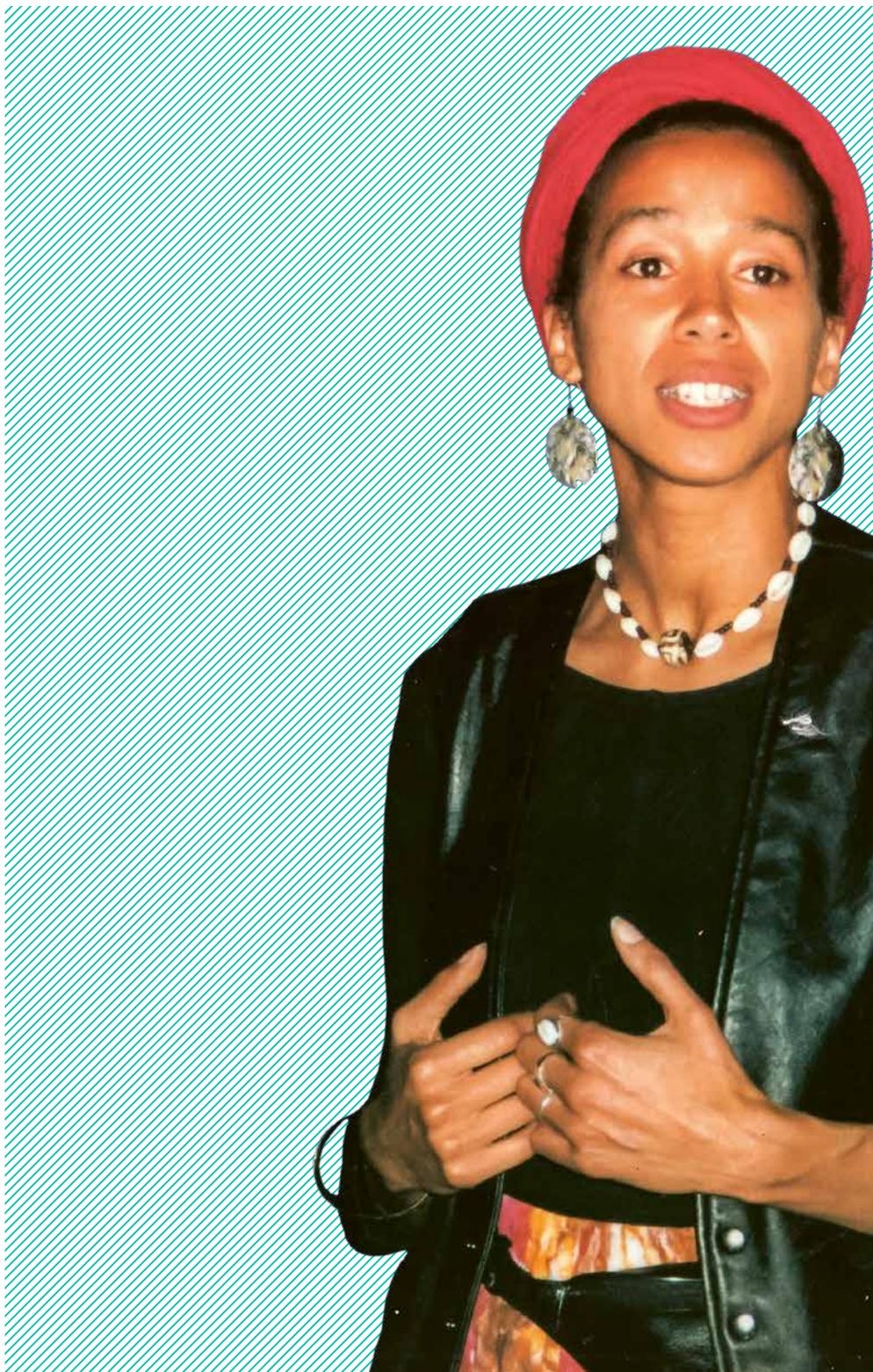
Zunächst stelle ich immer die Frage, wie viele schon einmal in ihrem Alltag einem Juden begegnet seien. Darauf meldet sich meistens niemand. Dann erkläre ich die Problematik, die dadurch entsteht: Vielen fällt es leichter, Vorurteile zu entwickeln und an Verschwörungstheorien zu glauben, wenn sie noch nie persönlich einem Juden begegnet sind, und ich gebe dabei die Wichtigkeit von Projekten wie „Meet a Jew“ zu verstehen. Uns geht es nicht darum, Vorträge zu halten, sondern ein Gespräch auf Augenhöhe zu suchen. Bei den Treffen werden viele Fragen dazu gestellt, ob wir persönlich bereits Erfahrung mit Antisemitismus gemacht hätten, aber auch Fragen zu unserer Religiosität. Das finde ich besonders schön, weil die Lebensrealität der Juden nicht nur aus Antisemitismus besteht, auch wenn man den Antisemitismus in Deutschland nicht herunterspielen darf. Und gleichzeitig fällt es mir schwer, die immer wiederkehrende Frage zu beantworten, wie mein religiöser Alltag aussieht. Ich erkläre dann, dass mein persönliches Judentum sehr viel mit Verantwortung zu tun hat. Ich gehe in die Synagoge, nicht weil ich an Gott glaube und es für mich tue. Ich tue es für das Judentum, um es aufrechtzuerhalten.

Die Begegnungen laufen bei mir zum Glück überwiegend sehr positiv ab. Nur einmal provozierte ein Schüler damit, dass er anonym sehr zynische Fragen stellte. Auf dem Zettel stand unter anderem: „Wie ist die Luft so im Konzentrationslager?“ Ich musste mir den Satz selbst mehrmals durchlesen, bis ich überhaupt realisierte, dass es sich dabei um keine wirkliche Frage handelte. Ich war verwirrt und eine dramatische, unangenehme Stille setzte ein. Ich nahm mir ein paar Sekunden Zeit, um darüber nachzudenken, ob ich die Frage vorlese oder einfach resigniere, es einfach so stehen lasse und nicht darauf eingehe. Ich wollte auf keinen Fall die Stimmung kippen und für den Rest der Begegnung eine angespannte Situation erzeugen. Und trotzdem las ich die Frage vor – weil auch das eine Realität des jüdischen Alltags widerspiegelt. Sofort entstand ein Tumult unter den Schülern, die den Verfasser der Frage beleidigten und ihn dazu aufforderten, sich zu stellen.

Ich halte nichts davon, auf Provokation mit Provokation zu reagieren, auch wenn mir in diesem Moment viele schlagfertige Antworten einfielen, die den Urheber jedoch mit hoher Wahrscheinlichkeit bloßgestellt hätten. Und genau das wollte ich nicht. Ich wollte nicht, dass er sich gekränkt und angegriffen fühlt und sich seine Abneigung gegen Juden vielleicht noch mehr verstärkt. Manchmal muss man auf Antisemitismus sehr pragmatisch reagieren und seine Wut zurückhalten. Also sagte ich mit ruhiger Stimme, dass mich solche Fragen verletzen und traurig machen würden. Ich weiß nicht, ob meine Reaktion bei dem Schüler ein Umdenken ausgelöst hat, und doch sind es solche Situationen, die mich immer wieder daran erinnern, warum ich mich bei Projekten wie „Meet a Jew“ engagiere.



Rosa Lyenska, 22 Jahre, studiert Film in Berlin, ist Programmdirektorin der Jüdischen Studierendenunion Deutschland und engagiert sich seit 2017 für das Dialogprojekt „Meet a Jew“, bei dem jüdische Jugendliche und Erwachsene Schulen und andere Einrichtungen besuchen und Fragen über das jüdische Leben in Deutschland beantworten.
www.meetajew.de



Deutschlandfunk Nova, Hörsaal-Wochenende anlässlich des 25. Todestags von May Ayim

SCHWARZ UND DEUTSCH GILT IMMER NOCH ALS EXOTISCH

Es gibt Menschen, die stoßen etwas an, inspirieren, legen Finger in Wunden, kämpfen, denken vor – sie verändern die Gesellschaft. Und dennoch sind sie, gemessen an ihrem Einfluss, erstaunlich wenigen bekannt.

In May Ayims Fall scheint das so: Während vielen Afrodeutschen und Schwarzen

in Deutschland der Name May Ayim ein wichtiger Begriff ist, sagt er vielen weißen Deutschen nichts bis wenig. Das spiegelt schon einen Teil genau des Problems, das May Ayim adressierte. Ein Problem, das trotz einiger Fortschritte, zu denen auch sie beitrug, bis heute aktuell ist: Rassismus in Deutschland.

May Ayim, 1960 in Hamburg geboren, war Dichterin, Pädagogin, Logopädin und eine zentrale Figur im Aufbau der afrodeutschen Bewegung und der Schwarzen Community in Deutschland. In ihren Gedichten, Texten und Vorträgen legte sie analytisch, präzise und oft auch mit Humor Rassismus in Deutschland offen. Sie beschrieb dabei auch ihre eigenen Rassismus-Erfahrungen, zog sich



AFRO-DEUTSCH I

Sie sind afro-deutsch?

... ah, ich verstehe: afrikanisch und deutsch.

Ist ja 'ne interessante Mischung!

*Wissen Sie, manche, die denken ja immer noch,
die Mulatten, die würden 's nicht
so weit bringen
wie die Weißen*

Ich glaube das nicht.

Ich meine, bei entsprechender Erziehung ...

*Sie haben ja echt Glück, daß Sie
hier aufgewachsen sind*

Bei deutschen Eltern sogar. Schau an!

Wollen Sie denn mal zurück?

Wie, Sie waren noch nie in der Heimat vom Papa?

Ist ja traurig ... Also, wenn Sie mich fragen:

So 'ne Herkunft, das prägt eben doch ganz schön.

Ich z. B., ich bin aus Westfalen,

und ich finde,

da gehör' ich auch hin ...

Ach Menschenskind! Dat ganze Elend in der Welt!

Sei'n Sie froh,

daß Sie nich im Busch geblieben sind.

Da wär'n Sie heute nich so weit!

*Ich meine, Sie sind ja wirklich ein
intelligentes Mädchen.*

Wenn Sie fleißig sind mit Studieren,

können Sie ja Ihren Leuten

in Afrika helfen: Dafür

sind Sie doch prädestiniert,

auf Sie hör'n die doch bestimmt,

während unsereins –

ist ja so 'n Kulturgefälle ...

Wie meinen Sie das? Hier was machen.

Was woll'n Sie denn hier schon machen?

Ok., ok., es ist nicht alles eitel Sonnenschein.

Aber ich finde, jeder sollte erstmal

vor seiner eigenen Tür fegen!

[1985]

aber auf keine Opferrolle zurück, sondern gestaltete mit vielen Mitstreiterinnen konstruktiv ein Schwarzes deutsches Selbstverständnis, das bis heute wirkt.

Unter anderem co-veröffentlichte sie 1986 das Buch „Farbe bekennen“, eines der ersten Bücher, das Schwarze deutsche Geschichte sichtbar machte und heute als Meilenstein für das Entstehen der Schwarzen Community in Deutschland gilt. In dieser Zeit prägte sie auch den Begriff „afrodeutsch“ mit, der Schwarzen Deutschen erstmals ermöglichte, sich selbst zu benennen, ohne dafür auf rassistisches Vokabular zurückgreifen zu müssen, mit dem sie bislang bezeichnet worden waren.

Schon damals formulierte May Ayim, was heute unter anderem die Black-Lives-Matter-Bewegung zu vermitteln versucht: Dass Rassismus kein bloß individuelles Phänomen ist, sondern ein Wahrnehmungssystem, das etwa unsere Sprache, unsere Gesellschaft, Kultur und Geschichte durchzieht, und demnach als strukturelles Problem begriffen werden sollte.

May Ayim starb am 9. August 1996. Anlässlich ihres 25. Todestags erinnerte der Deutschlandfunk Nova Hörsaal mit zwei

ihrer Vorträge an May Ayims Arbeit und Bedeutung. Da es keine Aufzeichnungen davon gab, baten wir die Journalistin und Podcasterin Alice Hasters, die selbst gegen Rassismus aktiv ist und dazu publiziert, die Texte vorzutragen. Immer wieder musste sie während der Sprachaufnahmen stocken, weil May Ayims Worte auch ein Vierteljahrhundert später so erschreckend aktuell sind.

In einer zweiten Hörsaal-Folge kommen junge Frauen zu Wort, die May Ayim inspiriert hat und die mit ihren Arbeiten an ihr Werk anknüpfen. In zwei Vorträgen und einem Gedicht sprechen die Professorin, Künstlerin und Kuratorin Ayasha Guerin, die Spoken-Word-Poetin und Studentin Savannah Sipoh und die studierte Psychologin und Trainerin Mariela Georg über Sprache und den Rassebegriff, über afrodeutsche Geschichte und Identität und über die psychischen Folgen von Rassismuserfahrungen. Die Soziologin Natasha Kelly ordnet die Beiträge im Feld der Black Studies ein.

Katrin Ohlendorf, freie Redakteurin Hörsaal, Deutschlandfunk Nova

NEUERSCHEINUNGEN VON MAY AYIM

May Ayim — Radikale Dichterin, sanfte Rebellin, Unrast Verlag 2021

May Ayim — blues in schwarz weiss & nachtgesang, Unrast Verlag 2021

May Ayim — Grenzenlos und Unverschämt, Unrast Verlag 2021

Deutschlandfunk Kultur, Wurfsendung

TRAUMBERUF GEGENWART

Sie haben keinen festen Sendeplatz, sind maximal 45 Sekunden lang, und sie sind ein eigenes Genre der Radiokunst: die Wurfsendungen bei Deutschlandfunk Kultur.

Genau so abrupt wird dieses kurze Gespräch in das Tagesprogramm von Deutschlandfunk Kultur eingeworfen, einfach so, ohne Titel, ohne Kontext, zwischen Nachrichten und Musik oder zwischen Interview und Kulturipp. Plötzlich hört man eine Journalistin, die einen „Gegenwart“ interviewt. Und man versteht schnell: Hier handelt es sich nicht

Journalistin: Herr Wieland, Sie sind Gegenwart.

Gegenwart: Stimmt genau.

Journalistin: Gibt es auch weibliche Gegenwarte?

Gegenwart: In Island ist das gang und gäbe ... aber hier in Deutschland ... naja sie wissen schon ...

Journalistin: Der Marsch durch die Institutionen meinen Sie?

Gegenwart: Genau gesehen ist es eher ein Marsch durch die Wüste, würde ich sagen. Die Reflexe sitzen tief.

Journalistin: Wie meinen Sie das?



Gegenwart: Die Zulassungskriterien, die ein Gegenwart erfüllen muss, sind bei uns so verkrustet, da ist für Frauen kein Durchkommen. Das sind noch Gesetze aus der Barockzeit. Auf dem Schwarzmarkt gelten natürlich ganz andere Regeln.

Journalistin: Es gibt also auch illegale Gegenwarte?

Gegenwart: Ja sicher, aber das bleibt besser unter uns.

Journalistin: Einverstanden. Ich danke Ihnen für das Gespräch.

Gegenwart: Gleichfalls.

um ein reales Interview, sondern vielmehr um ein Hörspiel. Das kürzeste Hörspiel der Welt: eine Wurfsendung.

Frank Schültge und Jan Theiler haben die Wurfsendungs-Serie „Traumberuf Gegenwart“ geschrieben und auch im Studio inszeniert – mit Anne Will als Journalistin und dem Schauspieler Lars Rudolph als Gegenwart.

Trotz aller Missverständnisse sind die Kurzinterviews für die Autoren und Musiker Frank Schültge und Jan Theiler, die sich im Absurden und im Dadaismus durchaus zu Hause fühlen, ein Beispiel für gelungene Kommunikation.

Frank Schültge: Ja, weil da auf jeden Fall mehr Räume sich öffnen als in manch anderen Gesprächen, die so geradlinig und linear ablaufen und in Führungsstrichen „sinnvoll“ sind. Da gehen einfach mehr Türen auf. Also, da gehen mehr

Assoziationsräume auf, und das ist inspirierend. Das finde ich super. Man ist auch aktiver mit dem Gehirn dabei, wenn man nachdenkt: Hä, wie bitte? Was wurde da jetzt gerade gesagt?

Jan Theiler: Ja. Man braucht, glaube ich, aber auch so ein bisschen Unzufriedenheit mit den herkömmlichen Formaten, das, was uns als normale Kommunikation verkauft wird.

Genau darum geht es beim Konzept der Wurfsendung: Sie lässt das Kartenhaus der Kontinuität und Logik in sich zusammenfallen, ohne Ankündigung wird man aus der Spur geworfen und muss sich, das eigene Hören, die eigene Denkstruktur völlig neu aufbauen. Man muss gegenwärtig sein.

Sarah Murrenhoff, freie Redakteurin Hörspiel, Feature, Radiokunst, Deutschlandfunk Kultur

Deutschlandfunk, Sportredaktion, Reihe „Der Sport auf der Suche nach dem Wir“

RAUS AUS DER ABSEITSFALLE

Gleichstellung, Migration, Arbeiterbewegung: In einer Reihe blicken wir auf den langen Kampf um Teilhabe im Sport.

Im frühen 20. Jahrhundert wurde Alice Milliat belächelt und schikaniert. Die französische Ruderin setzte sich für die Gleichstellung von Frauen bei den Olympischen Spielen ein, doch die ausnahmslos männlichen Funktionäre lehnten das ab. Milliat und ihre Mitstreiterinnen gründeten einen internationalen Frauensportverband. Im März 1921, vor gut einem Jahrhundert, veranstalteten sie die ersten Frauenweltspiele in Monte Carlo. Eine Revolution.

Bis Mitte der 1930er-Jahre folgten weitere Spiele, dann unter dem Titel der Olympischen Spiele der Frauen. „Das Internationale Olympische Komitee fürchtete Konkurrenz und untersagte Milliat die Nutzung des Namens Olympia“, erinnert die Sportsoziologin Petra Tzschoppe von der Universität Leipzig, die auch Vizepräsidentin des Deutschen Olympischen Sportbunds ist. „Die Sportfunktionäre wollten die Frauen wieder unter Kontrolle

bringen.“ Das IOC öffnete einige Wettbewerbe bei Olympia für Frauen, im Gegenzug verzichtete der Frauensportverband auf eigene Großveranstaltungen.

Alice Milliat zog sich ernüchtert aus dem Sport zurück, so mussten andere Frauen den Weg zur Gleichstellung im Sport fortsetzen: Die US-Läuferin Kathrine Switzer zum Beispiel nahm 1967 als erste Frau am traditionellen Boston-Marathon teil. Gegen den Willen des Renndirektors, der Switzer von der Strecke drängen wollte. Ihre Landsfrau, die Tennisspielerin Billie Jean King, forderte Anfang der Siebziger Jahre höhere Preisgelder und startete eine Turnierserie für Frauen. Das IOC nahm dann 1981 erstmals Frauen als Mitglieder auf – mehr als sieben Jahrzehnte nach den ersten Frauenweltspielen.

Das Thema Gleichstellung spielt eine zentrale Rolle für die Sportredaktion im Deutschlandfunk: Auch als Episode in der Reihe „Der Sport auf der Suche nach dem Wir“. Und als Thema der neunten Deutschlandfunk-Sportkonferenz in Köln, überschrieben mit dem Titel: „Raus aus



der Abseitsfalle! – Frauen in der Sportberichterstattung“. Außerhalb der Olympischen Spiele kommen Sportlerinnen in den Medien viel seltener vor als Sportler – und sie werden häufig auf Äußerlichkeiten reduziert. Eine männliche Dominanz, die bei Kindern nicht folgenlos bleibt. Es sind deutlich mehr Jungen sportlich aktiv als Mädchen.

Gesellschaftliche Fragen wie diese werden seit dem 19. Jahrhundert im Sport verhandelt. Die Deutschlandfunk-Sportredaktion wirft in der Denkfabrik Schlaglichter auf wichtige Entwicklungen. Auf die Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Auf die Rolle des Sports in der Migration. Auf den Fußball als Instrument der Mobilisierung in politischen Konflikten. Oder als Medium der Annäherung nach dem Mauerfall.

Auch im 21. Jahrhundert geht das Ringen um Teilhabe weiter. Laut dem US-Magazin Forbes sind unter den hundert bestbezahlten Sportler*innen nur zwei Frauen, die Tennisspielerinnen Naomi Osaka und Serena Williams. Bei den Olympischen Sommerspielen dürfen Frauen erst seit 2012 in den Boxring steigen. Bei den Winterspielen dürfen sie erst seit 2002 im Bobsport starten. Und beim Skispringen von der Großschanze müssen Frauen noch immer zuschauen.

Ronny Blaschke, freier Mitarbeiter Sportredaktion, Deutschlandfunk



KAPITEL 4

WIE TREFFEN WIR UNS, WENN WIR ABSTAND HALTEN MÜSSEN?



Deutschlandfunk Nova, Austausch in Zeiten der Pandemie

GEHT NÄHE ÜBER DISTANZ?

„Viele fühlen sich verunsichert und stecken geblieben“. Wie Corona die Rückmeldungen der Community bei Deutschlandfunk Nova verändert hat.



Nähe über Distanz herstellen – das ist eine große Herausforderung für gutes Community Management. Schon lange ist klar: Wenn soziale Netzwerke ihrem Namen gerecht werden sollen, geht es um mehr, als nur Inhalte an die User*in zu bringen. Es geht um Austausch. Die vergangenen beiden Jahre im Banne der Pandemie haben das noch einmal besonders deutlich gemacht. In Zeiten, in denen der direkte Kontakt mit unserem Gegenüber Risiken birgt, kommt digitale Kommunikation in Sozialen Netzwerken eine ganz besondere Bedeutung zu.

Die Pandemie hat in den vergangenen beiden Jahren aber nicht nur die Kommunikation in den Communities im Netz aufgewertet, sie war auch selbst dominierendes Thema in den sozialen Netzwerken. Viele User*innen nutzten sie noch stärker als sonst als Katalysator, beobachtet Redakteurin Franziska Hendreschke, die bei Deutschlandfunk Nova die Social-Media Kanäle entwickelt. Die Redaktion hat aber auch gemerkt: Wenn man sich für die Community interessiert, die Menschen fragt, was sie beschäftigt und ihnen wirklich zuhört – dann kann ein anderes Klima entstehen. „Menschen sind dann richtig dankbar und melden zurück, dass es genau das Format ist, was sie gerade brauchen“, sagt Franziska Hendreschke.

Interessiert hat sich Deutschlandfunk Nova natürlich schon immer für sein Publikum, aber die Art der Rückmeldungen hat sich seit der Pandemie verändert. Es gibt mehr – und sie werden persönlicher. „Unsere Community sucht Austausch. Wir haben unglaublich viele Rückmeldungen dazu bekommen, wie es unseren User*innen gerade geht, wie schwer es im Studium ohne Präsenz ist, oder von den



Problemen, in Coronazeiten einen neuen Job zu finden“, sagt Markus Frania, Redaktionsleiter für Online und Social Media. So entstehen auch Themen für die Redaktion. „Die Menschen kommen oft mit konkreten Themenvorschlägen – oder erzählen uns ihre ganz persönliche Geschichte“, so Dominik Evers, Redaktionsleiter Audio, der für das Format Ab 21 auch einen Rückkanal über WhatsApp eingerichtet hat.

Natürlich müssen Themen immer journalistisch eingeordnet werden und nicht jeder Kommentar ist für alle anderen relevant.

Aber Redaktionen können so lernen, was sie übersehen haben. „Gerade am Anfang haben sich junge Menschen nicht so sehr gehört gefühlt, gerade so Themen wie Erwachsenenwerden, Berufsbeginn, psychische Gesundheit auch für Jugendliche wurden am Beginn der Pandemie nicht so viel thematisiert“, sagt Moderatorin und Social-Media-Reporterin Rahel Klein. Sie hat sich in mehreren interaktiven Formaten bei Instagram direkt mit Expert*innen und vor allem der Community zu deren Sorgen ausgetauscht. Dabei geht es gar nicht darum, auf alles eine Antwort zu finden. „Viele Menschen treiben gerade Fragen um, die nicht so einfach zu beantworten sind. Und ich habe das Gefühl, dass sie vor allem hier stärker von den Erfahrungen anderer und dem Austausch profitieren können als von einem Expert*innengespräch“, sagt Redakteurin Franziska Hendreschke.

Deutschlandfunk Nova ist kein Kummerkasten. Der Kernauftrag der Redaktion bleibt, auf allen Kanälen objektiv und verständlich über die Pandemie zu berichten und auch auf andere Lebenssituationen aufmerksam zu machen. Redaktionsleiter Markus Frania macht aber klar, dass die Arbeit nach dem „Senden“ nicht aufhört. „Wir fühlen uns verantwortlich dafür, unsere User*innen in Zeiten von Homeoffice und Social Distancing nicht allein zu lassen.“

Markus Frania, Redaktionsleiter Online und Social Media, Deutschlandfunk Nova



„Euer Thema“ ist im August 2020 im Rahmen des Multimedia-Seminars bei der Deutschen Welle entstanden. Zusammen mit den Trainees aus den Abteilungen Kommunikation und Marketing sowie Dokumentation und Archive haben wir das Konzept entwickelt – und dann mit Unterstützung aus der Social-Media-Redaktion von Deutschlandfunk auch umgesetzt. Ein Jahr nach der Einführung ist das Format an den nächsten Volo-Jahrgang übergegangen – nächstes Ziel: den Austausch mit der Community verstärken.

Deutschlandfunk, Entwicklung eines neuen Formats für Instagram Stories

„EUER THEMA“ – DAS INSTAGRAM-FORMAT DER VOLOS

Was ist „Euer Thema“ der Woche? Worüber möchtet ihr mehr erfahren? Diese Fragen stellen die Volos den Follower:innen auf dem Deutschlandfunk-Instagram-Account nun seit Oktober 2020. Donnerstags stimmen die User:innen auf Instagram über das Thema ab. Freitags gibt's dann in der Instagram-Story die Antworten – mit der Unterstützung von Expert:innen aus den Deutschlandfunk-Redaktionen.

Steigende Energiepreise, die Diskussion in der EU um die polnische Justizreform, der Volksentscheid über die Enteignung von Immobiliengesellschaften in Berlin sind nur einige der Themen, über die unsere Follower:innen mehr wissen wollten.

Die Follower:innen machen mit

Das Besondere an dem Format: Die Menschen auf der Plattform sind am Entstehungsprozess der Story direkt beteiligt. Denn sie stimmen nicht nur über das Thema ab. Sie stellen auch ihre Fragen zum Thema, die wir in der Story aufgreifen und beantworten. Etwa: Wie kann sich Deutschland unabhängiger von den USA machen? Wurde der Corona-Impfstoff ausreichend getestet?

Planen, Filmen, Gestalten

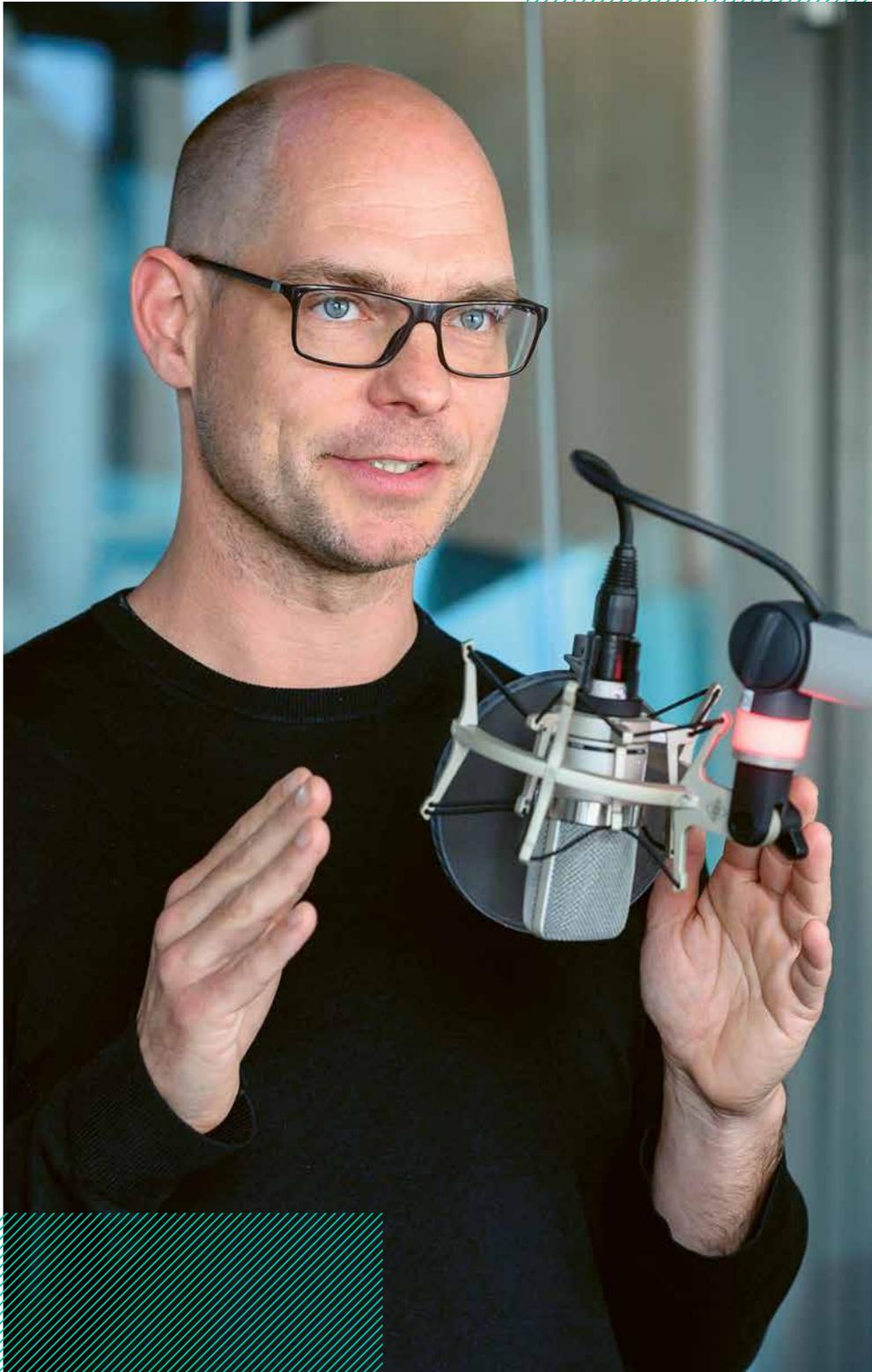
Und wie sieht das Ganze redaktionell aus? Instagram-Stories bestehen aus Bildern, Videos und Grafiken. Sie laufen nach 24 Stunden aus und können dann in der Regel nicht mehr angesehen werden.

Bei „Euer Thema“ führen die Volos durch die Instagram-Story – im Gespräch mit Kolleg:innen aus dem Haus. Morgens erstellen wir ein Storyboard und bespre-

chen die Fragen mit den Expert:innen – wie bei einem Kolleg:innengespräch. Sie liefern uns dann ihre „O-Töne“ in Videoform bis zum Nachmittag. In der Zwischenzeit filmen wir uns selbst, erstellen Grafiken mit Photoshop, gestalten die Story und transkribieren das Gesagte. So ist die Story auch ohne Ton für alle verständlich und barrierefrei.

Nach der ersten Projektphase von „Euer Thema“ haben wir uns von der Follower-schaft Feedback geholt. Die durchweg positiven Rückmeldungen zeigen: Unsere junge, politikaffine Community auf Instagram hat das Format gut aufgenommen.

Pia Behme, Malte Hennig, Magdalena Neubig und Helene Nikita Schreiner, Volontär:innen des Jahrgangs 2020



Deutschlandfunk Kultur, Studio 9 – der Tag mit ..., Das Offene Studio wird digital

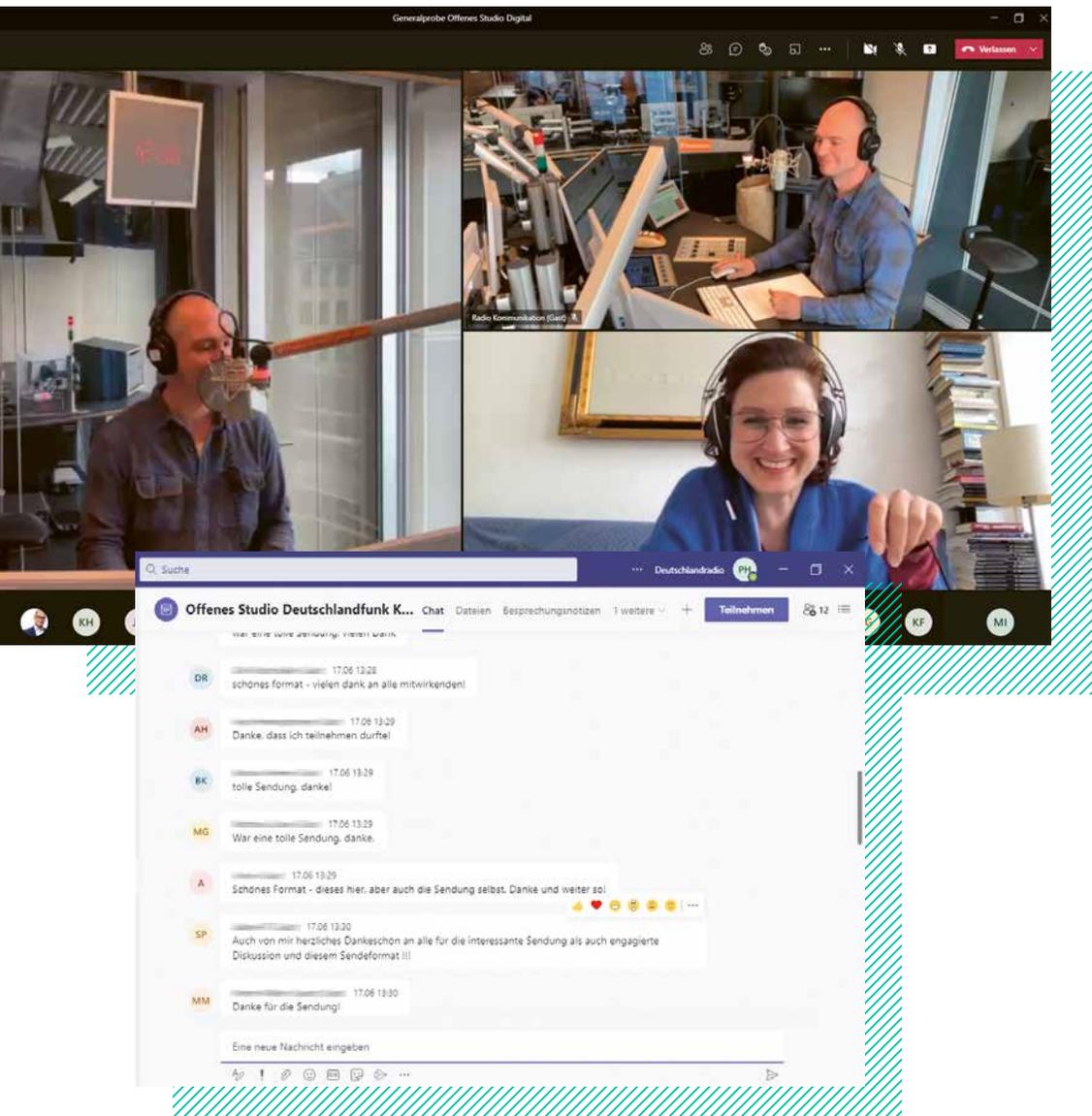
STELLEN WIR DIE FRAGEN, DIE SIE SICH STELLEN?

Das Ende ist jedes Mal wie ein lauter digitaler Applaus: „Vielen Dank“ ploppt es Dutzende Male im Chat auf. „Super Format“, „schön, dass wir so intensiv hinter die Kulissen blicken und mitdiskutieren durften“. Eines kann man nach den ersten Ausgaben des „Offenen Studios“ feststellen: Dem Publikum gefällt diese neue Nähe zum Radio. Und uns als Macherinnen und Machern gefällt die Nähe zu denen, für die wir senden.

Alle zwei Wochen laden wir Hörerinnen und Hörer ein, per Videokonferenz am Mittagmagazin von Deutschlandfunk Kultur „Studio 9 – der Tag mit...“

teilzunehmen. Zwei bis drei Kameras fangen ein, wie eine Radiosendung im Live-Betrieb aussieht, wie der Moderator die Regler schiebt, Mikros anmacht, Musik abfährt. Aber vor allem geht es um direkte Kommunikation: Was sind die Fragen und Kommentare des Publikums an die aktuellen Themen des Tages, die in dieser Sendung mit einem Gast aus Kultur, Medien oder Politik besprochen werden? Per Chat wird in Echtzeit parallel zur Radiosendung diskutiert. Und viele Kommentare werden direkt aufgenommen in das Gespräch im Radio.

Im Anschluss an die Live-Sendung folgt die Redaktionskonferenz mit dem Publikum. Und die wurden bisher intensiv genutzt: Um mit Ulf Poschardt, dem WELT-



Chefredakteur, und dem Sendungsteam zu diskutieren, ob wir heute zu wenig Freiheit wagen? Um mit der Schriftstellerin Jagoda Marinić über die Chancen von mehr Diversität und die Gefahren von zu engen Diskursen nachzudenken. Oder mit dem Entertainer Micky Beisenherz darüber, wo heute die Grenzen des Humors liegen.

Es sind Fragen „auf der Suche nach dem Wir“, die uns die Hörerinnen und Hörer der Deutschlandradio-Programme als Auftrag gegeben hatten als Thema der Denkfabrik 2021. Uns ist dabei vor allem die Perspektive des Publikums auf unsere journalistische Arbeit wichtig: Zeigen wir die Welt, wie Sie sie sehen? Stellen wir die Fragen, die Sie sich stellen? Und sind wir dabei fair und unvoreingenommen?

Mit dem „Offenen Studio“ haben wir einen neuen regelmäßigen Raum geschaffen für diesen Dialog. Er ist dabei viel intensiver

und, ja, glücklicherweise auch zivilisierter als das, was man immer häufiger in den Debatten auf Social Media erlebt. Wer sich als Hörerin oder Hörer eineinhalb Stunden Zeit nimmt – und sieht, dass wir uns auch die Zeit nehmen, poltert nicht, auch bei unterschiedlichen Meinungen.

Wir werden auch weiter die Werkstatt öffnen, in der unser Radio-Journalismus entsteht – über den Zeitraum des diesjährigen Denkfabrik-Themas hinaus. Das „Offene Studio“ wird es weiter digital als bundesweites Angebot geben. Aber – sobald es die Corona-Lage wieder zulässt – vielleicht auch bald wieder als „analoge“ Veranstaltung mit Präsenz-Publikum im Funkhaus Berlin.

Korbinian Frenzel, Redaktionsleiter Primetime, Deutschlandfunk Kultur





Deutschlandfunk Nova, „Ich würde nie...“-Videoreihe zur Bundestagswahl

FRAGT DIE COMMUNITY!

Rahel Klein hat für die Bundestagswahl in der Videoreihe „Ich würde nie...“ Spitzenpolitiker*innen der im Bundestag vertretenen Parteien interviewt – wie schon zuvor bei der Europawahl 2019 und der Bundestagswahl 2017. Das Besondere in diesem Jahr: Die Community der Deutschlandfunk Nova-Social-Media-Kanäle konnte vorab Fragen einschicken, die die Journalistin dann stellvertretend gestellt hat.

Ein Interview zu führen, ist ein Privileg. Eine Person zu treffen, nur um ihr Fragen zu stellen? Jackpot! Ich liebe Interviews, weil sie es einem ermöglichen, Geschichten zu erfahren, neue Menschen kennenzulernen, Dinge zu verstehen. Um meine eigene Neugier zu stillen – aber vor allem auch, um stellvertretend die Neugier anderer zu stillen. Denn darum geht es ja in unserem Job als Journalist*innen: Wir sind Stellvertreter*innen. Wir stellen die Fragen, suchen die Informationen, die auch für andere Menschen relevant sind. Deshalb ist es so wichtig, andere Menschen auch zu fragen, was sie interessiert – vor allem, wenn es um Dinge geht, die unser Zusammenleben, die Gestaltung unserer Zukunft ganz konkret betreffen.

Zum dritten Mal durfte ich im Rahmen unserer „Ich würde nie...“-Reihe zur Bundestagswahl Spitzenpolitiker*innen an einem Späti in Berlin interviewen. Ich durfte mir selbst ein Bild davon machen, ob Robert Habeck eigentlich eitel wirkt, ob Dietmar Bartsch und sein Fahrer ein so eingespieltes Team sind, wie sie sich

auf Instagram darstellen oder ob Alice Weidel mit Bodyguards auftaucht (ja, ja und nein). Das sind Randnotizen, die ich persönlich spannend finde – aber natürlich nicht die großen Fragen unserer Zukunft.

Bei denen haben wir uns im Vorfeld über Instagram erkundigt: Wir wollten wissen, was unsere Community interessiert. Welche Fragen sie an Habeck, Bartsch, Weidel und Co. haben. Und da kam einiges zusammen:

Wie kann es sein, dass wir im Jahr 2021 immer noch auf schnelles Internet warten?

Unterstützen Sie ein Recht auf ein Sabbatjahr im Laufe des Lebens?

Wie sorgen Sie dafür, dass Pflegekräfte endlich mehr Lohn bekommen?

Warum steht ihr nicht dazu, dass Benzin auch mit euch teurer wird?

Wie steht ihr zur Legalisierung von Cannabis?

Es sind Fragen, die die direkte Lebenswelt unserer Zielgruppe betreffen. Fragen, die ich in meiner Vorbereitung auch selbst oft auf dem Schirm habe – aber längst nicht immer und oft nicht in so konkreter Form. Aber genau das sollte doch das



Ziel – gerade politischer – Interviews sein: Konkrete Fragen zu stellen, die diejenigen, die wir erreichen wollen, auch in ihrer Lebensrealität abholen. Und keine abgehobene Meta-Diskussion.

Wenn wir die Fragen aufnehmen, die unsere Hörer*innen, Zuschauer*innen haben, dann kann dieser Austausch unsere Arbeit bereichern, zuspitzen, besser machen. Dadurch können wir unsere Stellvertreter*innen-Funktion als Interviewer*innen noch besser einnehmen. Und ehrlich gesagt kann es unsere Arbeit auch erleichtern: Wenn wir unsere Zielgruppe einfach fragen, was sie wissen möchte, müssen wir uns darüber nicht stundenlang alleine den Kopf zerbrechen.

Der konstruktive Austausch gerät allerdings dort an seine Grenzen, wo kein aufrichtiges Informationsinteresse besteht. Das mussten wir auch in diesem Jahr wieder auf sehr eindrückliche Weise auf YouTube feststellen, wo die Interviews veröffentlicht wurden. Wenn innerhalb von 48 Stunden hunderte, wenn nicht mehr als tausend Kommentare unter einem AfD-Interview auftauchen, die

vielfach einfach beleidigend, zum Teil auch strafrechtlich relevant sind, dann geraten wir dort im Community-Management an unsere Kapazitätsgrenzen. In der Folge mussten wir die Kommentarfunktion bei sämtlichen Videos abschalten und den (auch in Teilen konstruktiven) Diskurs damit komplett unterbinden. Eine Möglichkeit zum Austausch zu bieten, kann den Austausch also auch zerstören.

Auf Instagram war er im Vorfeld eine Bereicherung – vor allem, weil Deutschlandfunk Nova dort eine richtige Community hat: Menschen, die unsere Inhalte interessieren, die mitreden möchten und (meistens jedenfalls) konstruktiv mitdiskutieren. Auf YouTube haben wir diese Community nicht – dort haben einige sehr laute Menschen, die einfach nur pöbeln wollten und keinerlei Interesse am Austausch hatten, den Diskurs kaputt gemacht. Damit der Austausch konstruktiv wird und unsere journalistische Arbeit bereichern kann, muss also auch der Wille zum Diskurs da sein. Sonst kann kein „wir“ entstehen.

Rahel Klein, freie Mitarbeiterin Deutschlandfunk Nova (Deep Talk, Update)

Deutschlandfunk, Der Politikpodcast, neues Dialogformat bei „Twitter Spaces“

NEUE BÜHNE, NEUE STIMMEN: NUTZERDIALOG BEI TWITTER SPACES

Im Anschluss an das zweite TV-Triell der Kanzlerkandidat*innen sowie am Abend der Bundestagswahl diskutierten die Hauptstadtkorrespondentinnen und -korrespondenten zum ersten Mal mit Usern bei „Twitter Spaces“.

Warum Twitter Spaces?

Wer wird am wahrscheinlichsten Kanzler*in? Wer könnte mit wem koalieren? Was bedeutet das für mich? Diese Fragen können bei Deutschlandradio am besten die Korrespondent*innen aus dem Hauptstadtstudio beantworten – und das tun sie regelmäßig in ihrem Politikpodcast. Aber wo können diese Fragen so direkt wie möglich beantwortet werden? Die Online-Redaktion und das Audience Development fanden eine Möglichkeit: Twitter Spaces – denn dort kann man das tun, was Deutschlandradio am besten kann: Audio.

Twitter Spaces ermöglicht es uns, mit unseren Nutzer*innen niedrigschwellig ins Gespräch zu kommen. Ein „Space“ ist ein Live-Audio-Chatroom. Twitter ist nicht die einzige Plattform, die eine solche Funk-

tion anbietet: Eine der bekannteren Live-Audio-Apps ist Clubhouse. Wir haben uns bewusst gegen Clubhouse und andere Alternativen entschieden – dort hätten wir von null anfangen müssen, während wir bei Twitter bereits eine Community haben: Mit seinen 270.000 Followern erreicht der Twitter-Account von Deutschlandfunk (@DLF) eine jüngere Zielgruppe als das lineare Programm, und das in einem digitalen Raum, in dem die Kultur der politischen Diskussion durchaus gepflegt wird. Ideal für unsere Ziele, Nichthörer*innen zu erreichen und neue Stimmen hörbar zu machen.

Durchführung

Dass die Durchführung eines Twitter Space nicht so einfach ist, wie man auf den ersten Blick vielleicht denken würde, haben wir bei der Planung gemerkt. Die größte Herausforderung war die Auswahl der Mitdiskutierenden: Einerseits wollten wir möglichst niedrigschwellig mit dem Publikum ins Gespräch kommen – andererseits vermeiden, dass sich jemand in

Deutschlandfunk

Interaktiver Politikpodcast zur Bundestagswahl –
live in Twitter Spaces

So., 26.9.,
22.00 Uhr
@DLF

unangemessener Weise im Space äußert. Unser Prozedere: Interessierte User mussten sich nicht nur im Space melden (dafür gibt es einen Button in der App), sondern auch noch eine Direktnachricht an den @DLF schicken, in der sie kurz ihr Anliegen beschreiben. Nachdem wir die Interessen über die Aufzeichnung ihrer Wortmeldung informiert hatten, konnten wir sie an die Moderatorin der Runde weiterleiten, die sie dann aufgerufen hat. Mit diesem Prozess waren im Hintergrund drei Personen beschäftigt – die Moderatorin der Diskussion nicht eingerechnet. Das aufwendige Verfahren hat sich aber ausgezahlt: Wir haben so qualitativ hochwertige und die Diskussion bereichernde Fragen und Perspektiven gehört.

Fazit: ein neuer digitaler Ort für echte Partizipation

Den Twitter Spaces-Runden am Abend des TV-Triells sowie am Abend der Bundestagswahl haben in der Spitze jeweils mehr als 1.000 Menschen zugehört. Besonders gefreut haben uns die positi-

ven, wertschätzenden Rückmeldungen der Mitdiskutanten. Insgesamt hatten sich 15 User an den Diskussionen im Space beteiligt. Mit ihnen entstanden echte Interaktionen, gute Gespräche. Wir haben mit den Spaces einen neuen digitalen Ort für Partizipation geschaffen. Wir haben neue Zielgruppen erreicht und Nutzer*innen an uns gebunden. Der Politikpodcast konnte neue Hörer*innen gewinnen: Die Spaces-Mitschnitte gehören zu den erfolgreichsten Folgen des Podcasts.

Fürs nächste Mal wollen wir Workflows optimieren und schauen, wie wir noch mehr User*innen noch besser einbinden können. Aber unser Fazit lautet: Der Aufwand hat sich gelohnt.

Charlotte Voss, freie Mitarbeiterin Audience Development



Deutschlandfunk Kultur, Musik in Zeiten der Pandemie

STILLER APPLAUS MUSIK OHNE PUBLIKUM – WIE GEHT DAS?

Mit fortschreitender Dauer des Pandemie-bedingten Lockdowns hat das Team des Ressorts Musikproduktion und Konzerte etwas perfektioniert, was man als „stillen Applaus“ bezeichnen könnte.

Den Live-Konzerten ohne Publikum in der Jesus-Christus-Kirche fehlte bei aller künstlerischer Exzellenz etwas ganz Entscheidendes – nämlich der Applaus, mit dem sich die im Publikum aufgestaute Spannung nach einer packenden musikalischen Interpretation entlädt. Kein Jubel, kein Klatschen, kein Raunen. Stattdessen hatten die redaktionell Zuständigen in der leeren Kirche eine Pantomime aus geräuschlosem Über-dem-Kopf-Applaus perfektioniert, ergänzt durch ein lebhaftes „Daumen hoch“, vereinzelt unterbrochen durch einen theatralischen, beidhändigen Griff in die Herz-Gegend, der den Padrone einer Vorstadt-Pizzeria neidisch gemacht hätte. Dann ein Austausch von Blicken mit den Künstlerinnen und Künstlern, zufriedenes Grinsen – aber irgendwie wussten alle Beteiligten: Ein vollwertiger Ersatz für ein Publikum, das aus dem Häuschen gerät, ist das nicht.

Redaktionell stand in dieser Zeit der „Geisterkonzerte“ die Überlegung im Vordergrund: Wie bringt man das Konzertgeschehen am wirkungsvollsten an die

Hörerinnen und Hörer am Radio heran? Wie gelingt es, die Interpretinnen und Inter-

preten mit ihrer Werkidee greifbar werden zu lassen? Hier hat sich gezeigt, dass das Besinnen auf die Radio-Urerfahrung „Live-Konzert“ eine ganz eigene Dynamik, eine ganz eigene Qualität generiert, die sich unmittelbar auf die Hörschaft überträgt, wie wir aus vielen Zuschriften erfahren haben. Und auch die zahlreichen Live-Interviews und die stellenweise Reportage-artigen Moderationen aus dem publikumsfreien Konzertraum haben dazu beigetragen, eine besondere Form der Nähe und des Musikerlebens zu schaffen. Das ist auch ohne ein tosendes Publikum gelungen – mag sein, dass diese stille, verinnerlichte Form der Konzertdarbietung auch besser zur Grundstimmung in den pandemischen Zeiten gepasst hat. Geprägt waren diese Radio-Konzerte von einer ganz besonderen Intensität und Strahlkraft.

Wie sehr die Interaktion zwischen Publikum und Bühne doch gefehlt hat, wurde bei den ersten Konzerten nach dem Lockdown klar – es war eine ganz besondere „Suche nach dem Wir“, unter teilweise etwas hakeligen Rahmenbedingungen:



strikte zahlenmäßige Begrenzung der Tickets, Abstände in alle Richtungen, und überhaupt – das Pausen-Sektchen war ebenso gestrichen wie der Programmheft-Verkauf: Kontakt-Minimierung! Und auch wenn der Applaus stellenweise etwas schütter klang in den doch vergleichsweise groß dimensionierten Konzertsälen: Die Interaktion zwischen Künstlerinnen und Künstlern einerseits und dem Publikum andererseits verweist auf ein ganz besonderes Näheverhältnis.

Gemeinsam ist den beiden Formen Publikumskonzert und Live-Radiokonzert ohne Publikum die besondere Magie des Live-Events, das durch die Unmittelbar-

keit und Direktheit der Rundfunkübertragung eine ganz besondere Spannung ausstrahlt – das ist denn auch die Lehre aus den langen Lockdown-Monaten. Damit bewusster umzugehen: Das ist der Anspruch, den wir uns gestellt haben für künftige Konzertübertragungen.

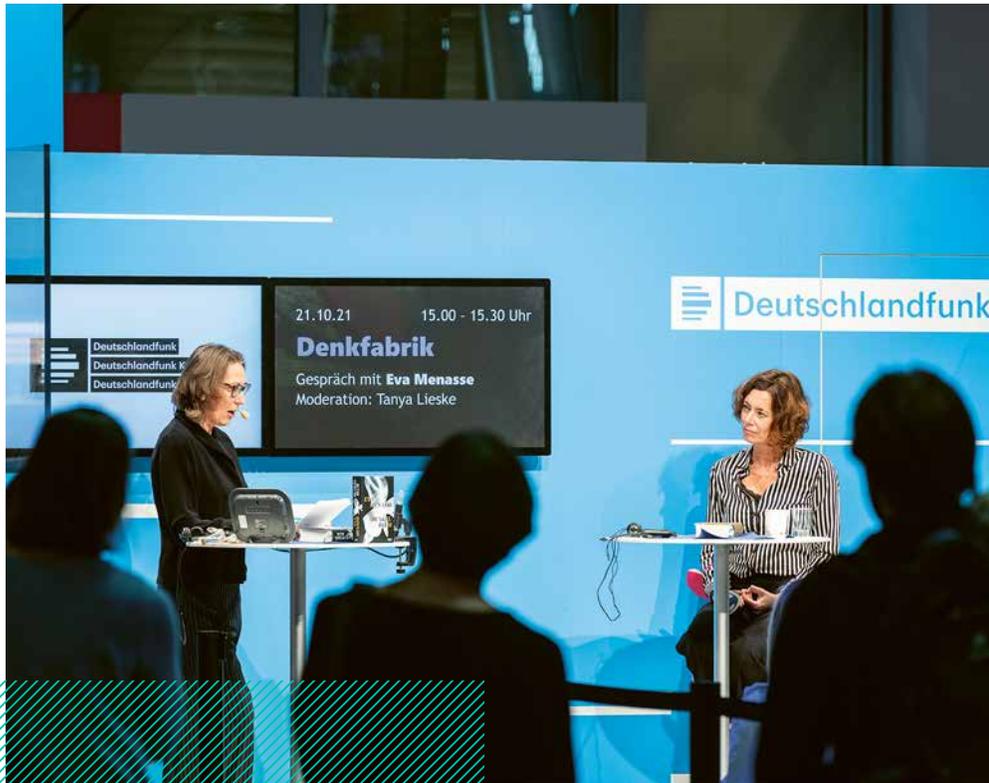
Holger Hettinger, Abteilungsleiter Musik, Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur



Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur, Die Denkfabrik 2021 in der Literatur

DEUTSCHLANDRADIO AUF DEM LEIPZIGER LESEFEST UND DER FRANKFURTER BUCHMESSE

Diskriminierungserfahrungen, Debatten um Race und Gender, um die Cancel Culture, um Identitäten und Antisemitismus und nicht zuletzt die Frage, wie man es in Deutschland mit der Erinnerung an den Holocaust hält: Es war ein hitziges Jahr, auch auf dem Buchmarkt.



Die Buchredaktionen von Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur haben mitdiskutiert, in Rezensionen, Kommentaren, aber auch im direkten Gespräch mit Autoren und Autorinnen. „Auf der Suche nach dem Wir“, das Motto der Denkfabrik 2021, war dabei ein Kompass. Wie kann es gelingen, die ungezählten Positionen der bundesdeutschen Meinungslandschaft in den neuen 20er-Jahren zu hören und trotzdem ein einigendes Wir zu finden?

Die Autorinnen Shida Bazayr, Mithu Sanyal und Eva Menasse haben sich dazu den Fragen der beiden Literaturredaktionen gestellt. Anlass war zunächst das Lese-

fest „Leipzig liest spezial“ im Mai 2021. Hier stellten Shida Bazayr und Mithu Sanyal sich den Fragen der Moderatoren Wiebke Porombka und Christian Rabhansl über ihre Romane „Drei Kameradinnen“ und „Identitti“.

Während der (immer noch stark geschrumpften) Frankfurter Buchmesse im Oktober besuchte Eva Menasse den Stand von Deutschlandradio und sprach mit Tanya Lieske über ihren neuen Roman „Dunkelblum“.

Was alle genannten Romane eint, ist ihr Bewusstsein für Ambiguitäten, die es auszuhalten gilt, damit ein neues Ganzes entstehen kann. So schickt Shida Bazayr eine unzuverlässige Erzählerin ins Rennen, sie spielt mit Leseerwartungen und sie erklärt im Gespräch, warum auch ihre Figuren „blinde Flecken“ hätten, etwa wenn sie nach Ostdeutschland schauten: „Es liegt daran, dass wir alle in dem gleichen System groß geworden sind. Dass niemand sich hinstellen kann und sagen kann, ‚Ich habe keine internalisierten Rassismen im Kopf‘. Das gibt es einfach nicht.“

Mithu Sanyal sieht ihre Universitätssatire um eine Professorin mit gefakter Migrationsidentität im Dienst der Verständigung. In ihrem Roman müsse das Ende offenbleiben, erklärt sie im Interview mit dem Deutschlandradio, doch außerhalb müsse man sich auf die Suche nach gesellschaftlicher Versöhnung begeben und Konzepte von Schuld untersuchen. Es sei wichtig, „große, ‚inklusive Identitäten‘ zu schaffen“, so Mithu Sanyal, „denn sobald wir *Wir* sagen, gibt es immer auch ein *Ihr*, gibt es etwas, was außerhalb dieses *Wir*s ist.“

Um Schuld und die kollektive Erinnerung daran geht es in Eva Menasses neuem Roman „Dunkelblum“. Hier bricht in einem kleinen Orts in Österreich im Jahr 1989 die Erinnerung an ein Massaker auf, das im letzten Kriegsjahr 1945 an Zwangsarbeitern verübt wurde. Die Suche nach den Ursachen gestaltet sich für den Ort und für die Autorin als ein langsamer Prozess, in den viele Stimmen des Ortes einfließen: „Die ganze Wahrheit wird, wie der Name schon sagt, von allen Beteiligten gemeinsam gewusst“, heißt es in dem Roman.

Im Gespräch mit dem Deutschlandfunk unterstreicht Eva Menasse in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit einer Gedenkkultur von unten. Zugleich macht sie sich für eine Beruhigung der manchmal überhitzten Diskurse stark: „Je älter ich werde, desto mehr denke ich, einmal tief durchatmen, einen Schritt zurücktreten und nochmal nachdenken hilft eigentlich in absolut jeder Situation – außer es hängt jemand über einer Felskante.“

Tanya Lieske, freie Mitarbeiterin Literaturreport, Deutschlandfunk und Deutschlandfunk Kultur





Deutschlandradio-Denkfabrik, Auf der Suche nach Publikumsstimmen

DIE DENKFABRIK-SPRECHKABINE

Wenn sie Ihnen auf einer Veranstaltung begegnet, lassen Sie doch auch von sich hören. Wir freuen uns darauf!

Rückblick: Es ist Anfang 2021 und die „Suche nach dem Wir“ beginnt. Wir bei Deutschlandradio fragen uns: Wie lässt sich dieses „Wir“ finden – und vor allem: Wie lässt es sich abbilden, in seiner Bandbreite, mit all seinen Gemeinsamkeiten und Unterschieden? Und wie können wir auf unterschiedlichen Wegen Meinungen und Ideen von unserer Hörerschaft einfangen? Über Social Media und unseren Hörserservice sind wir in Kontakt mit unserem Publikum. Auf Messen und Veranstaltungen begegnen wir Ihnen und kommen in den Austausch.

Nun möchten wir eine weitere Möglichkeit bieten, uns Feedbacks zu geben: die Sprechkabine. Ein Miniatur-Aufnahme-

studio, in dem Fragen zur Denkfabrik per Sprachaufnahme beantwortet werden können: von Groß, Klein, Jung und Alt – jederzeit und überall dort, wo wir vor Ort sind.

Über das Jahr hinweg sollte die Kabine an unterschiedlichen Orten auf Stimmenfang gehen – im Museumsfoyer, im Funkhaus, auf Buchmessen und Veranstaltungen. Dann kam die Pandemie dazwischen, und die Premiere der Sprechkabine ließ bis Ende Oktober auf sich warten. Bei den Medientagen in München kam sie das erste Mal zum Einsatz. Die Audioaufnahmen werden zukünftig auf deutschlandradio.de zu hören sein und als Impuls im Programm genutzt. Für das kommende Jahr planen wir zahlreiche Reisen und Standorte für die Sprechkabine ein.

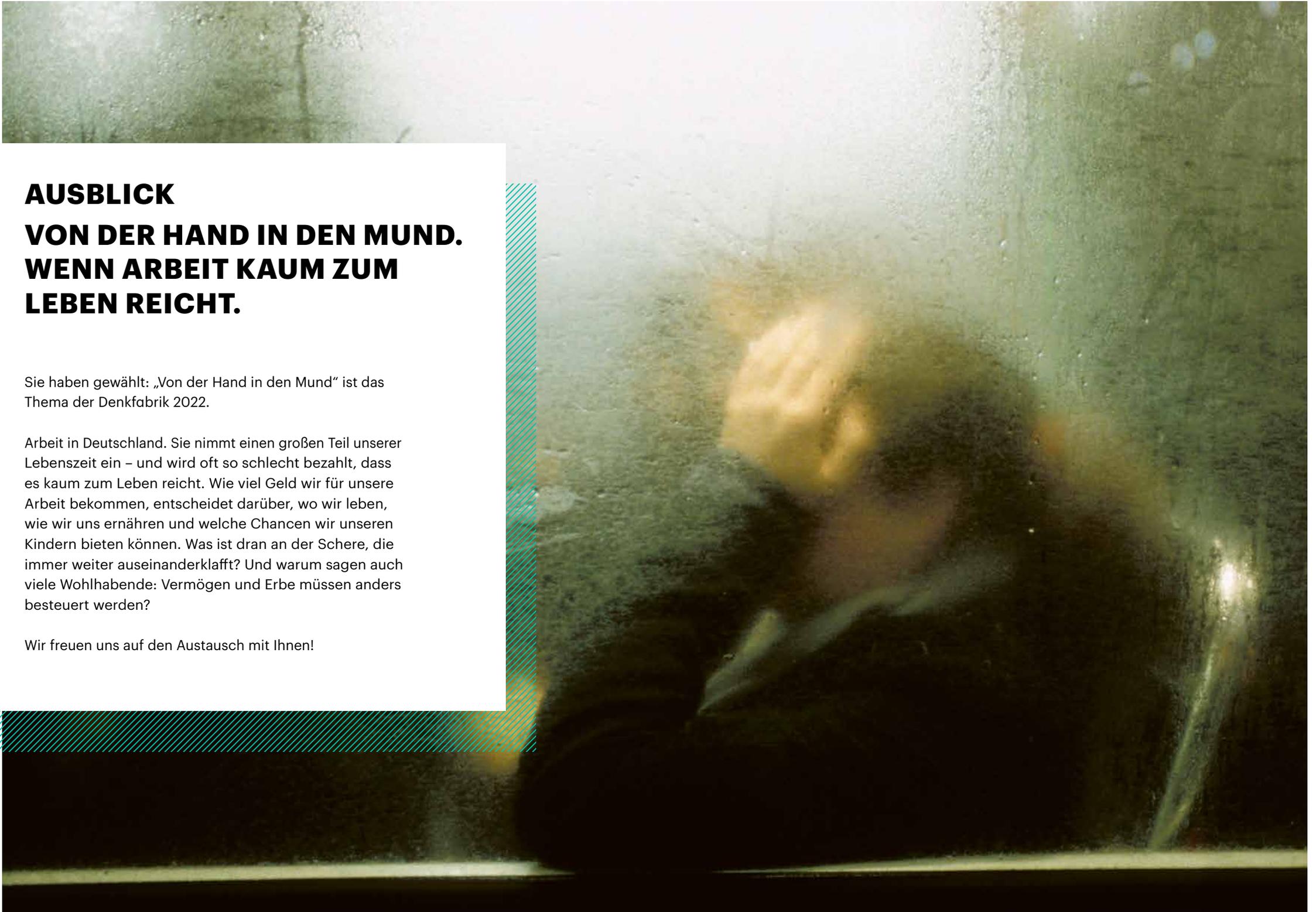
Philippa Halder, freie Mitarbeiterin Kommunikation und Marketing

AUSBLICK VON DER HAND IN DEN MUND. WENN ARBEIT KAUM ZUM LEBEN REICHT.

Sie haben gewählt: „Von der Hand in den Mund“ ist das Thema der Denkfabrik 2022.

Arbeit in Deutschland. Sie nimmt einen großen Teil unserer Lebenszeit ein – und wird oft so schlecht bezahlt, dass es kaum zum Leben reicht. Wie viel Geld wir für unsere Arbeit bekommen, entscheidet darüber, wo wir leben, wie wir uns ernähren und welche Chancen wir unseren Kindern bieten können. Was ist dran an der Schere, die immer weiter auseinanderklafft? Und warum sagen auch viele Wohlhabende: Vermögen und Erbe müssen anders besteuert werden?

Wir freuen uns auf den Austausch mit Ihnen!





Deutschlandradio
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Raderbergürtel 40, 50968 Köln

